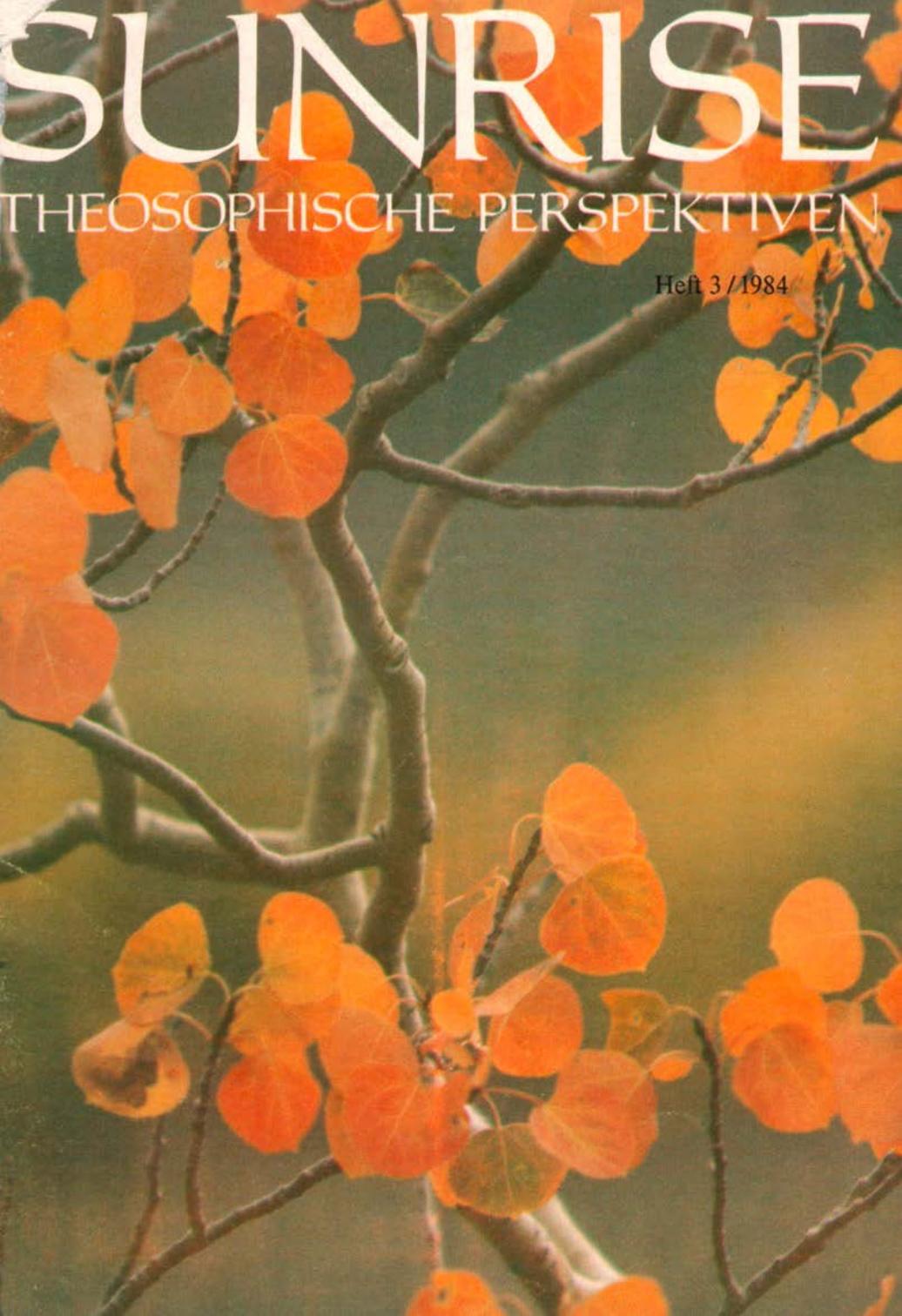


SUNRISE



THEOSOPHISCHE PERSPEKTIVEN

Heft 3/1984

Zum besseren Verständnis der Menschen untereinander

DIE GÖTTLICHE ETHIK	121	<i>Peter Flach</i>
DAS EWIGE SELBST IN SHAKESPEARES SONETTEN	124	<i>Madeline Clark</i>
BUDDHISMUS IN AMERIKA	131	<i>Paul Johnson</i>
MIT PETER UM DIE SONNE	137	<i>Lillian Burke</i>
HJOB - EINE EINWEIHUNGSGESCHICHTE	140	<i>Raymond Rugland</i>
VON UNSEREN LESERN	146	
EINE REISE, DIE MAN NIE VERGISST	150	<i>Ahmed Fazalbhoy</i>
DER MENSCH - EIN KOSMISCHER DYNAMO	155	<i>Nel Van Weijdom Claterbos</i>
DIE INTEGRITÄT DES SELBST	157	<i>Ingrid Van Mater</i>
DER LÖWE MIT DER RUHIGEN HAND	159	<i>E. A. Holmes</i>
JEDER TEIL IN MIR ...	165	<i>Kurt Almqvist</i>

SUNRISE® bringt ein breites Spektrum philosophischer und wissenschaftlicher Themen im Lichte alter und moderner Theosophie und ihre Anwendbarkeit im täglichen Leben; Besprechungen von bedeutungsvollen Büchern und Entwicklungen; Kommentare zu den spirituellen Prinzipien im Innersten der heiligen Überlieferungen der Welt, sowie Einblicke in die Natur des Menschen und des Universums.

SUNRISE - seit 1951 herausgegeben - ist unsektiererisch und unpolitisch, und wird von einem freiwilligen Mitarbeiterstab verfaßt. Fragen, Stellungnahmen und eigene Beiträge bitten wir an den Herausgeber zu richten.

Herausgeber: GRACE F. KNOCHE

Abonnementspreis: \$ 6.00 pro Jahr (6 Ausgaben) in den Vereinigten Staaten; in anderen Ländern \$ 7.50. Alle Korrespondenz bitten wir an folgende Adresse zu senden:

SUNRISE, Post Office Bin C, Pasadena, California 91109, U.S.A.
Telefon: (213) 798-3378

Die in den Artikeln zum Ausdruck kommenden Ansichten entsprechen nicht unbedingt den Auffassungen, die von der Zeitschrift oder dem Herausgeber vertreten werden.

Copyright © 1984 by Theos. Univ. Press. Alle Rechte vorbehalten.

Die **deutsche Ausgabe** von SUNRISE erscheint zwanglos und enthält Übersetzungen aus den amerikanischen Originalausgaben.

Heftpreis: DM 4.--, Sonderheft DM 6.-- und Porto

Bestellungen an: Die Theosophische Gesellschaft - Literaturversandstelle

Krottenkopfstraße 8, Postf. 701922, 8000 München 70

Postscheckkonto: München (BLZ 70010080) Nr. 72 55-807

Bankkonto: Hypo-Bank München (BLZ 70020120) Kto. 2530012150

Nat. Sekret. für Deutschland: Frau Kläre Baer, Ehrwalder Str. 21, 8000 München 70

DIE GÖTTLICHE ETHIK

Werte, die als unumstößlich angesehen wurden, werden immer mehr aufgegeben. Die Folge davon ist, daß viele Menschen keine feste Basis mehr haben, auf der sie stehen können. Sie tasten unsicher umher und versuchen, unsere menschliche Lage, unsere Aufgabe und unsere Verantwortung im großen Lebensdrama zu verstehen. Was wir brauchen ist eine hohe Ethik, die auf einer lebendigen, wahren Philosophie beruht.

Tatsächlich gibt es eine solche universale Lebensauffassung – es hat sie immer gegeben –, die für den Verstand befriedigende Erklärungen geben kann, und den höchsten ethischen und moralischen Anforderungen gerecht wird. Es ist eine Philosophie, die, wenn sie richtig verstanden und auf das tägliche Leben angewendet wird, von größtem praktischen Wert ist. Diese Philosophie ist nicht neu, sie ist keine bloße Sammlung von Theorien, sondern ein allesumfassendes Ganzes; kurzum, während menschliche Theorien wechseln, bleibt die Wahrheit bestehen. Sie hat viele Formen angenommen, aber die grundsätzlichen, ewigen Wahrheiten bleiben immer dieselben. Sie sind in den reinen Lehren des Meisters Jesus, in der altnordischen *Edda* und im finnischen Nationalepos *Kalevala* ebenso zu finden wie in anderen Fragmenten, die aus dem Altertum erhalten geblieben sind: die erhebenden Gedanken von Heraklit, Pythagoras, Apollonius von Tyana, Mark Aurel und vielen anderen. Sie begegnen uns in den Heiligen Schriften der Welt wie ein Echo aus einem weit zurückliegenden Zeitalter; in den Monumenten Ägyptens, des mittleren Ostens und der Mayas im alten Amerika; auch im Leben und in den Lehren von Buddha, Lao-tse und Konfuzius sind sie zu finden.

Diese Weisheit ist zeitlos und universal, sie ist die Quelle, aus der Denker und geistige Erneuerer eines jeden Zeitalters ihre Inspiration und ihr Wissen bekamen. In ihren wesentlichen Punkten sind alle großen religiösen und philosophischen Gedankensysteme gleich, auch wenn sie an der Oberfläche verschieden erscheinen mögen. Das kommt daher, weil sie in verschiedenen Zeiten und unter anderen Umständen entstanden sind, und auch, weil das, was aus früheren Epochen noch vorhanden ist, oft nur ein schwacher Widerschein der ursprünglichen Botschaft ist. Während viele Menschen noch von den alten Dogmen gefangen sind, fragen andere, dank des gegenwärtigen Interesses an dem kulturellen Erbe aller Völker: »Ist die Welt ein wohlgeordnetes Ganzes oder ein durch Zufall hervorgerufenes wirres Durcheinander, selbst wenn wir sie ›Kosmos‹ – Weltordnung nennen?« Sie muß das eine oder das andere sein, da sie nicht in einem Augenblick Zufall und im anderen Augenblick Ordnung sein kann. Das wäre absurd: Zufall kann niemals konsequent und folgerichtig sein. Da die Erde in ihrer Gesamtheit nach einem folgerichtigen Muster und mit einzigartiger Logik gebaut ist, was ist da natürlicher, als anzunehmen, daß im Kosmos genauso Gesetz und Ordnung herrschen, und daß es nichts gibt, das nicht eine zugrundeliegende Ursache und daher eine tiefste Bedeutung hat.

Die Einheit, die das gesamte Universum durchdringt, ist so auffallend, und eine derart große Präzision kennzeichnet sowohl lebende als auch »tote« Materie, daß wir beinahe gezwungen sind, hinter dem Universum einen intelligenten Zweck und eine höhere Intelligenz anzunehmen. Die gesamte Wissenschaft sagt dasselbe. Sie spricht von einer unabhängigen Übereinstimmung und von einem Plan in allem. *)

Wir fangen an, mehr und mehr hinter den mannigfaltigen Erscheinungen der Welt und des Lebens eine Übereinstimmung und eine tiefe Bedeutung zu verspüren. Es scheint mir nicht länger ein fantastisches Gedankenexperiment zu sein, wenn man behauptet, der Kosmos sei ein beseeltes Wesen, ein evolvierendes Bewußtsein, denn vieles in der modernen Forschung weist tatsächlich auf diese Möglichkeit hin, die nicht neu ist, sondern seit Jahrhunderten Traum und Ahnung der Denker und Forscher war. †)

Man könnte noch andere Forscher zum Thema kosmische Ordnung anführen, aber jeder von uns muß stets durch die Intelligenz seines eigenen Verstandes und seines Herzens einen Einblick in

*) Prof. D. F. Fraser Harris, *Den stora Planen* (Der große Plan) S. 187.

†) Prof. Knut Lundmark, ebendort, S. 8.

diese lebenswichtigen Dinge erreichen.

Es mag schwer sein, ohne tiefes Nachdenken zu erkennen, daß das Universum lebt, und daß sogar der Raum lebt. Allein der Gedanke an dieses ungeheure universale Wesen, an sein Leben und an seine Seele ist ehrfurchtgebietend – gleichzeitig schwindelerregend und faszinierend. Jeder vernünftige Mensch muß das Verlangen verspüren, etwas darüber zu erfahren, wie dieses Wesen ist und wie es wirkt, genauso wie jeder sich früher oder später Gedanken darüber macht und überlegt, warum er am Leben ist und warum sich Dinge ereignen, die zufällig oder unerklärlich zu sein scheinen.

Die Natur, in ihrer weitesten Bedeutung als lebender Kosmos oder als Universum, schließt sowohl sichtbare als auch unsichtbare Bereiche in sich ein. Unsere Sinne sprechen nur auf einen begrenzten Bereich an. Zum Beispiel, von dem elektromagnetischen Spektrum umfassen die Schwingungen, die Sehen oder farbliche Wahrnehmungen hervorrufen, nur eine Oktave dieser ungeheuren Skala. Welch eine überwältigende Reichweite des Sehens würde sich uns eröffnen, wenn das Auge empfindungsfähiger wäre und mehr von allem, was vorhanden ist, wahrnehmen könnte.

Die moderne Forschung nähert sich jetzt sehr stark den Lehren der alten Weisheit, die das Universum als einen lebenden Organismus darstellt, in dem alle Wesen, der Mensch eingeschlossen, seinen Gesetzen unterworfenen integrale Teile sind, in dem alles Wirken durch göttliche Intelligenz geordnet wird. Unglück und Leiden, die uns befallen und die wir sehen, werden durch unsere Störung der Harmonie und des Gleichgewichts verursacht, welche die Natur ständig wiederherzustellen versucht. Dieser automatische Ausgleich ist es, der dazu führt, daß wir ernten, was wir gesät haben.

Wenn wir über diese Vorstellungen und ihre Bedeutung nachdenken, entdecken wir, daß wir eine *Einheit* sind; und dennoch muß jeder von uns seine eigene Aufgabe erfüllen, seinen eigenen Weg gehen. So wie wir nicht das Leben eines anderen Menschen für ihn leben können, genauso können wir auch nicht seinen Weg gehen, denn jener Weg führt durch das Denken, durch das Herz und durch das Bewußtsein eines jeden Einzelnen. Man kann Liebe, Mitleid oder Seelenfrieden nicht begreifen, wenn man sie nicht erfahren hat. Das gleiche gilt für eine Lebensphilosophie. Die göttliche Ethik muß eine lebendige Wirklichkeit werden.

– PETER FLACH

DAS EWIGE SELBST IN SHAKESPEARES SONETTEN

Madeline Clark

Wer Shakespeares Sonette noch nicht kennt, wird feststellen, daß großartige Gedanken darin enthalten sind, die das Herz tief ergreifen können. So spontan wie der Gesang eines Vogels quillt die unvergleichliche Poesie hervor, einmal ausdrucksvoll, voll menschlicher Gefühle, ein andermal geschmückt mit der lyrischen Schönheit der gesamten Natur, dann wieder wird das Gefühl für Wahrheit und Gerechtigkeit angesprochen; aber immer ist etwas zu verspüren, das jenseits von Worten verborgen liegt und den Leser zum Nachdenken veranlaßt. Wenn er bereit ist, über den Zeitraum von einigen Wochen, Monaten oder gar von Jahren darüber nachzudenken, dann beginnt er vielleicht mit der Zeit, sich mit dem »Ich« der Sonette zu identifizieren, und sich im wahrsten Sinne als den archetypischen Menschen zu sehen, über den der Dichter vielleicht geschrieben hat.

Diese Sonette können nicht »im Vorbeigehen« gelesen werden. Ihr Sinn ist oft dunkel und kann mit dem Verstand allein nicht erfaßt werden. Möglicherweise ist dabei auch das Herz notwendig. Nicht jenes Herz, das oberflächlich mit den Gefühlsregungen verbunden ist, sondern »das große, antike Herz« des Menschen, das die alten Weisen als den Sitz der tieferen Bereiche seines Denkens, und tatsächlich auch als den Führer und Berater des Menschen bezeichnet haben.

Den Gelehrten war der Doppelsinn der Sonette lange Zeit ein Rätsel, und sie hätten gern ihren tieferen Sinn ergründet. Aber die meisten von ihnen blieben sehr bald bei der Frage stecken: »An wen wurden diese Gedichte gerichtet?«, denn diese schönen Oden waren gewiß für ein bewundertes Objekt bestimmt. So wie in dem berühmten (oder berüchtigten) Streit über Bacon, der über die Identität des Dichters ausgefochten wird, entstanden auch in bezug auf das Objekt



WILLIAM SHAKESPEARE

der Sonette einander widerstrebende Theorien. Jene, die die Ansichten des Earl of Southampton verfechten, haben genauso stichhaltiges Beweismaterial wie die Anhänger des Earl of Pembroke, von der Dunklen Dame ganz zu schweigen. Diese Mutmaßungen mögen auf den ersten Blick oberflächlich und verhältnismäßig unwesentlich erscheinen, aber nur, weil rein geschichtliche und weltliche Lösungen angeboten werden. Dem Verfasser dieses Artikels erscheint diese Frage jedoch äußerst wichtig – sie ist nämlich tatsächlich ein Schlüssel zur philosophischen und metaphysischen Erklärung der Sonette.

Was enthalten sie für jemanden, der bereit ist, ihre Tiefe auszuloten? Die Hoffnungen, die Verzweiflungen und die verborgenen Kämpfe; das Spiel der Gefühle und Überlegungen über Dinge, die gesehen und gefühlt werden – kurzall das, womit jeder Mensch in seinen innersten Gedanken und Antworten ständig beschäftigt ist. Diese Übereinstimmung mit den typisch menschlichen Erfahrungen ist es, die uns Shakespeare nahe bringt. Nichts könnte zum Beispiel die uns so vertraute Stimmung der Unzufriedenheit besser ausdrücken als das berühmte Sonett:

Wenn ich beweine meine Einsamkeit,
Mit dem Geschick, der Welt und mir zerfallen,
Mein Herz zum tauben Himmel nutzlos schreit,
Das Los verfluchend, das auf mich gefallen,
Dann glich' ich jenen gern, die wie im Spiel
Durchs Leben gehn, die Zukunft froh betrachtend,
Wünsch mir des einen Kunst, des andern Ziel,
Am meisten mich und all mein Tun mißachtend.
Wenn so ich in Verzweiflung fast versunken,...

Aber am Ende der trübsinnigen Zeilen bricht das Licht hindurch:

Der Liebe süß Erinnern macht so reich,
Und keines Königs Los ist meinem gleich.

– XXIX

Doch denk ich dein,ühl ich das Leid entschweben,
Und, Liebster, nichts verlor ich je im Leben.

– XXX

Wer ist der Freund, dessen innere Gegenwart all dies vollbringt?

Das eindringliche Sonett CXXIX schildert, wie der Mensch der Versuchung unterliegt, und das Leiden der Seele, das unmittelbar danach folgt:

Wollust, die Tat wird, geistiges Verpressen
In einem Pfuhl der Schmach; ...

und schließt:

Wir wissen's alle, aber keiner flieht
Den Himmel, drin solch höllisch Feuer glüht.

Auch wenn wir die schlichte Art berücksichtigen, die diese Zeilen zu einem Bestandteil unseres eigenen Denkens macht, fühlen wir doch das Geheimnis, die Allegorie, die darin versteckt ist. Es ist, als ob ein leuchtender Weisheitsfaden durch das vertraute Gewebe lief, der kurz aufglimmt, bald aber wieder dorthin verschwindet, wohin ihm der Geist nicht folgen kann.

Diese unergründliche Eigenart der Dichtung wird von mehreren Schriftstellern dankbar anerkannt, weil Shakespeare sich nicht an den Schreibtisch setzte, seine Ellbogen aufstützte, um uns mit vielen Worten seine Botschaft zu verkünden und auf diese Weise hübsche Dogmen zu schaffen, die schon tot sind, wenn sie auf die Welt losgelassen werden. In *The Mutual Flames* sagt Prof. G. Wilson Knight in seinem Kommentar über eines der größten Sonette (CVII): »Zugegeben, niemand weiß, was es bedeutet, aber gerade in dieser Unbestimmtheit liegt viel von seiner Wirkung. Es ist das Gefühl, das wir haben, wenn es um große Dinge geht.« Diese »Unbestimmtheit« stimmt mit dem Eindruck überein, den der Dichter selbst auf einige seiner Zeitgenossen gemacht haben soll; er wäre ein seltsamer, sich absondernder Mensch, »der sich davor scheue, mit der Welt verstrickt zu werden«, wie Anthony Burgess es in *The Listener* vom 23. April 1964, aus-

drückte. Und V. S. Pritchett machte in seinem Beitrag zum Symposium in derselben Ausgabe die Bemerkung: »Er ist wie ein von uns, aber weitaus klüger, wenn er über unsere eigenen Erfahrungen zu uns spricht.«

Die Spekulationen überwiegen immer noch, und inzwischen entgeht den Gelehrten die eigentliche Absicht der Sonette. Aber es gibt eine kleine Gruppe, die die Frage stellt: müssen die Sonette wirklich an eine menschliche Person gerichtet sein? Sie weist auf den universalen Charakter der Gedichte hin und meint, die Sonette seien rein allegorisch. Es scheint wahr zu sein, daß jeder, der Shakespeare liest, die Gedichte für sich allein studieren sollte. Ob Shakespeare nun über sein eigenes inneres Leben schrieb oder nicht, sicherlich beschrieb er die Erfahrung jedes einzelnen in seiner sich abmühenden menschlichen Erscheinung.

Die früheren Sonette, die augenscheinlich an eine goldene vielversprechende Jugend gerichtet sind, zeigen uns, wie ernst, wie wichtig es ist, aus unserem Leben etwas Wesentliches zu gewinnen, anstatt ohne »Nachlaß« zu sterben – d. h. ohne etwas Lohnendes zu vollbringen, das dem allgemeinen Wohl dient, oder hilft, unseren individuellen Charakter als Grundlage für zukünftiges Glück, Stärke und Wachstum zu festigen. Doch welche Zukunft könnte hier wohl gemeint sein, wenn der Tod das Ende von allem ist? Die Erklärung scheint in Sonett LIX zu liegen, das sowohl ein früheres als auch ein zukünftiges Leben voraussetzt:

Wenn nichts hier neu ist, alles war vorher,
Wie dann betrogen unsre Köpfe sind,
Sich mit Erfindung quälend tief und schwer!
Ein Kreißen wär's mit schon gebornem Kind.
O könnte dann mein Blick, zurückgewandt,
Seitdem fünfhundertmal die Sonne kreist,
Dein Bildnis schaun in einem alten Band,
Darin zuerst aus Zeichen sprach der Geist.
Dann könnt ich sehn, was jene Welt gesagt
Zum wundervollen Bauwerk deiner Glieder,
Ob wir voraus, ob sie uns überragt,
Ob das, was einst gegolten, heut gilt wieder.

Dies ist das Zitat von Shakespeare, das Anthologisten für die Reinkarnation anführen; aber es gibt mindestens sieben weitere Sonette, die in verschleierter Form auf diese Lehre hinweisen. Dieses Men-

schenwesen, von dem er schreibt, dieser mühsame Wanderer auf dem Wege, ist alt, war auch schon in der Vergangenheit alt und wird sich in der Nachwelt ebenfalls behaupten. »Nachwelt« ist ein Wort, das in den Sonetten oft vorkommt. Vielleicht erwähnt Shakespeare deshalb die Zeit, ihr Vorübergehen und was sie uns zufügt, so oft, wegen ihrer Beziehung zur »Ewigkeit« und damit zur Unsterblichkeit. Das Thema der Vergangenheit und der Zukunft, die eine Einheit bilden, ist in mehreren Sonetten zusammen mit dem Gedanken von der Ewigkeit der Natur, des Kosmos und des Menschen zu finden.

Diese Gedanken bringen uns den Vorstellungen von Giordano Bruno näher, der darin Pythagoras folgte: über den weiten Spielraum der Zyklen, über die Welt, die ein lebendes Wesen, und von Göttlichkeit beseelt ist; über den Menschen und die Atome und über alle anderen Wesen, die nur als Teile des Einen Lebens bestehen. Das hat die Forscher unserer Zeit zu der Frage veranlaßt, ob sich wohl Shakespeare und Bruno in den ein oder zwei Jahren, die Bruno in England verbracht hat (1583 - 1585) begegnet sein könnten, als Bruno seine pythagoreischen Ansichten über das spirituelle Universum mit Gelehrten an der Universität Oxford, und mit gebildeten Männern (hier besteht ein Unterschied), wie zum Beispiel mit Sir Walter Raleigh, Sir Philip Sidney, Sir Thomas Walsingham, John Florio und anderen diskutierte - dies ist der Kreis, der zu Sir Walter Raleighs »Abendschule« gehört haben soll. Diese letztere Gruppe nahm Giordanos Lehren an. Die Professoren in Oxford waren zum größten Teil zu sehr in der Theologie verwurzelt, um in diesen kühnen Gedanken etwas anderes als Ketzerei zu sehen.

Es gibt auch Leute, die den Gedanken ablehnen, Shakespeare könne Bruno begegnet sein, weil der Dichter erst nach London gekommen sei, als Bruno England bereits verlassen hatte. Zwei Antworten bieten sich an: Erstens, Shakespeare war ein vertrautes Mitglied in dem Kreis, dem Sidney, Florio und Raleigh angehörten - er muß es gewesen sein - und konnte deshalb bei einer oder mehreren der pythagoreischen Diskussionen, die von Bruno inspiriert waren, dabeigewesen sein. Zweitens, könnte er nicht Andeutungen dieser Ideen aus derselben Quelle wie Bruno erhalten haben? Nicht unbedingt aus Büchern. Fest steht, daß im Shakespeare-Jahr (1964) mehrere bedeutende Kommentatoren erkannten, daß in den etwas mysteriösen Zeilen der Sonette und in anderen Gedichten, sowie in

manchen Stellen der Dramen Anklänge an eine kosmische Philosophie zu finden sind, die die metaphysische Natur des Menschen als Teil des Universums sieht.

Aus diesem Grunde hat der Mensch in seinem tiefsten Inneren ein Gefühl für sein eigentliches Wesen: »Ich bin, der ich bin« bestätigt diese Erkenntnis trotz gegenteiliger Eindrücke, und genauso ist es bei dem Geliebten, der angesprochen wird: »Du allein bist du.« Doch bestätigt das »Ich« der Sonette bei jeder Gelegenheit, daß »Ich« und »Du« eins sind:

Wie soll ich, ach, dein Lob mit Anstand singen,
Da du ja nur mein eignes, schönes Sein?

- XXXIX

Mein Geist ist dein, der bessere Teil von mir.

- LXXIV

und ferner:

Denn alle Schönheit, die du tragen muß,
Deckt nur, ein schicklich Kleid, mein Herz zu,
Das in dir lebt, wie deins in meiner Brust, ...

- XXII

Diese oft rührenden Zeilen der Hingabe drücken die grenzenlose Verehrung und Dankbarkeit dem gegenüber aus, was nichts anderes als der innere Gefährte jedes Menschen sein kann – nenne man ihn Gewissen, Schutzengel, den inneren Mahner oder das göttliche Selbst der Welt. Dieses ständig anwesende »andere Selbst« scheint nur manchmal ein freundlicher und unterstützender Helfer zu sein (in den Sonetten und im Leben). Bei anderen Gelegenheiten ist es ein stiller Mahner, der zurückweicht, wenn das niedere Selbst eigensinnig und untreu wird; und es zieht sich für unbestimmte Zeiten ganz zurück, wenn es von seinem Schüler, dem menschlichen »Ich« zu lange vernachlässigt wurde.

Ach, es ist wahr, ich rannte kreuz und quer,
Machte den Narren, den die Welt begafft,
Verriet mich selbst, gab Teures billig her,
Schuf altes Leid aus neuer Leidenschaft. ...

- CX

Dieses Sonett und andere Sonette von ähnlicher Art könnten, nach einer Zeit der Gleichgültigkeit oder Oberflächlichkeit oder des niedrigeren Strebens, eine demütige Rückkehr zur Rechtschaffen-

heit bedeuten. Es ist, wie er zugibt, wirklich das niedrigere »Ich«, das das erhabene und geduldige Selbst aus den Augen verloren hat. Aber er kann in dieser geläuterten Stimmung sagen:

O dank dir selbst, wenn etwas mir gelingt,
Das lesenswert und deinem Aug' gefällt; ...
- XXXVIII

In *The Mutual Flame* zollt Knight dem inneren Menschen Hochachtung: »Jede Person oder jedes Ding wird bei Shakespeare als ein Wesen mit ewigen Rechten dargestellt: das Seelenleben eines jeden wird berührt und das übrige folgt;... auch die geringste Person... erfreut sich dieser Großzügigkeit... hat teil an dem Elixier, wird von *ātman* oder dem göttlichen Funken im Inneren erkannt.« Und er fährt fort, indem er aus Sonett CXIV zitiert:

»Daß alles gut wird, was da lasterhaft«: könnte man eine bessere Beschreibung finden, um Shakespeares Beschreibung des Menschen zu charakterisieren, der sowohl Gutes als auch Schlechtes mit übermenschlicher Klarheit und Barmherzigkeit überblickt, als ob er selbst aus einem Bewußtsein von ewigem Ausmaß auf sie herabschaut?

Jeder Kritiker, der versucht, den Inhalt der Sonette zu bewerten, kann nur das darin sehen, wozu er imstande ist, und nicht mehr. Diejenigen, die darin moralische Perversion oder eine konventionelle Verbindung des Dichters mit diesem oder jenem Edelmann jener Zeit sehen, offenbaren nur, auf welcher Ebene des Bewußtseins sie selbst stehen. Forscht jemand tiefer und ist er unter die Oberfläche gedrungen, dann findet er etwas Unbeschreibbares, das die Intuition anspricht; Hinweise, die sich nicht zu Meinungen verhärten können, mehr Andeutungen als Feststellungen. Den Inhalt der Sonette kann man nicht dogmatisch beurteilen. Außerdem kann eine Allegorie nicht in Stücke zerlegt werden und in jeder Einzelheit auf ihre symbolische Bedeutung untersucht werden; genauso wie es unmöglich ist, die Verszeilen zu zergliedern, um minuziös nach genauen Anhaltspunkten zu suchen. Die reiche Phantasie, die unvergleichliche Sprache schmücken und ergänzen die Wahrheit, die sie darstellen. Ganz gleich, welche geistigen Anlagen eine Zivilisation hat und wie ihr intellektueller Zustand sein mag, die innere Wechselwirkung von Licht und Dunkel, die der Kampf jedes einzelnen ist, zu verwirkli-

chen, was »das Ziel der Seele« genannt wurde, muß weitergehen. Ben Jonson erwies sich als Prophet, als er einmal von seinem Freund schrieb: »Er war nicht für eine Zeit, sondern für alle Zeiten.«

Buchbesprechung

BUDDHISMUS IN AMERIKA

Paul Johnson

Die Verbreitung religiöser Ideen und Praktiken war ein äußerst einflußreicher Faktor für die Veränderung der Kulturen, zum Guten aber auch zum Schlechten. Unter den großen Weltreligionen war der Buddhismus in der Art seiner Ausbreitung die friedlichste, und in seinen Äußerungen die anwendbarste Religion. Die Veränderungen, die er zuwege gebracht hat, gingen in den meisten Fällen fast unmerklich und allmählich vor sich, und es vergingen mehrere hundert Jahre, bevor der Einfluß des Buddhismus in der Kultur eines neuen Landes bemerkbar wurde. In Amerika besteht er nun nahezu ein Jahrhundert, und die vielen Fäden der Überlieferung sind im Laufe der Zeit noch nicht zu einem »Amerikanischen Buddhismus« mit eigenem Charakter verwoben worden; aber alle Elemente für eine solche Entwicklung scheinen bereitzuliegen.

Rick Fields berichtet uns in *How the Swans Came to the Lake: a Narrative History of Buddhism in America*^{*)} (Wie die Schwäne zum See kamen: eine Erzählung über die Geschichte des Buddhismus in Amerika), die Geschichte der Entwicklungsjahre des Buddhismus in Amerika mit der Wärme und der Fülle persönlicher menschlicher Einzelheiten. Buch I beginnt mit einem kurzen, aber umfassenden Überblick auf die Ursprünge des buddhistischen Glaubens und seine

^{*)} Shambhala Publications, Inc., Boulder, 1981; 433 Seiten.

Verbreitung in ganz Asien. Dann wird auf Sir William Jones aufmerksam gemacht, einem Londoner Rechtsanwalt und Sprachenforscher, der geadelt und im Jahre 1783 zum Richter am Obersten Gerichtshof von Indien ernannt wurde. Innerhalb von vier Monaten nach seiner Ankunft in Indien gründete Jones die Asiatische Gesellschaft, die mit der Übersetzung von Sanskrit-Texten ins Englische begann. Durch diese Übersetzungen erreichten die hinduistischen und buddhistischen Gedanken Emerson, Thoreau, Whitman und Alcott, deren Schriften wiederum die gesamte amerikanische Öffentlichkeit mit diesen Gedanken bekanntmachten. Während an der Ostküste die Transzendentalisten die Übersetzungen der Sūtras studierten, kamen an der Westküste die ersten buddhistischen Einwanderer aus China und Japan an. Ihre Erfahrungen mit der amerikanischen Ausländerfeindlichkeit, die sich in Lynchen und Zerstören des Eigentums zeigte, ließen kaum vermuten, daß sich innerhalb weniger Jahre Tausende von Amerikanern einer Gesellschaft anschließen würden, die von Helena Petrovna Blavatsky und Henry Steel Olcott geleitet wurde, und die Fields die ersten »Weißen Buddhisten« nannte.

Blavatsky, Olcott, William Q. Judge und andere gründeten 1875 in New York die Theosophische Gesellschaft, »um das Wissen über die Gesetze, die das Universum regieren, zu sammeln und zu verbreiten.« Im Jahre 1877 veröffentlichte Blavatsky *Isis Unveiled / Die entschleierte Isis*, ein großes, zweibändiges Werk, das in Amerika und in Europa begeistert aufgenommen wurde. (H. P. Blavatsky, eine geborene Russin, wurde am 8. Juli 1878 amerikanische Staatsbürgerin.) Sie und Olcott fühlten sich schicksalhaft von Asien angezogen. Sie begannen einen Briefwechsel mit den Leitern der Ārya Samāj, einer reformierten Hindusekte, und auch mit zwei singhalesischen buddhistischen Mönchen, Sumangala, dem Hohenpriester von Adams Peak, und Megittuwatte, der wegen seiner Gewandtheit in der Diskussion mit christlichen Missionaren berühmt war. Im Februar 1879 kamen die theosophischen Führer in Indien an; dort führten sie die Theosophische Gesellschaft sowohl bei den eingeborenen Hindus als auch bei der herrschenden britischen Klasse mit Erfolg ein. Im Jahre 1880 gingen sie nach Ceylon (jetzt Sri Lanka), wo sie von der buddhistischen Bevölkerung voller Ungeduld erwartet wurden, die unter einer Kolonialverwaltung lebte, die den nichtchristlichen Kindern Gleichberechtigung und gleiche Ausbildungsmöglichkeiten

vorenthielt. Am 25. Mai 1880 gelobten Blavatsky und Olcott in Galle vor einem buddhistischen Priester »pansil« (die fünf Vorschriften für Laien) einzuhalten. Nachdem sie das Gelübde in Pali wiederholt hatten, sprachen sie vor einer großen Menschenmenge die »drei Zufluchtnahmen« (zu *Buddha*, *Dharma* und *Sangha*). Nach Fields Meinung war es »das erste Mal, daß die Singhalesen sahen, daß ein Angehöriger der regierenden weißen Rasse den Buddhismus mit einer Art Respekt behandelte und . . . das erste Mal, daß Amerikaner formell Buddhisten geworden waren – d. h. auf eine Art, die von anderen Buddhisten anerkannt wurde« (S. 97).

Obwohl, wie Olcott berichtet, der Buddhismus nach theosophischer Ansicht nicht ein Glaubensbekenntnis, sondern eine Philosophie war – eine allgemein geschätzte –, betrachteten die Singhalesen die Theosophen als Verbündete. H. P. Blavatsky verbrachte ihre fruchtbarsten Jahre in Europa, wo sie ihr magnum opus (Hauptwerk), *Die Geheimlehre*, schrieb, und eine private Schülergruppe unterrichtete, während Olcott, der bis zu seinem Tod im Jahre 1907 in Asien blieb, dazu beitrug, daß in Ceylon ein ausgedehntes Netz für buddhistische Erziehung aufgebaut wurde. Olcott erreichte durch seinen *Buddhistischen Katechismus*, den er geschrieben hatte, und auch durch seine diplomatischen Besuche bei den Führern der japanischen und burmesischen Buddhisten, daß sich zwischen den lange getrennten buddhistischen Schulen ein Gefühl der Brüderlichkeit entwickelte. Heute wird er in Sri Lanka als nationaler Held verehrt, und seine Photographie hängt in der von Singhalesen und Thais geförderten Buddhistischen Vihara Gesellschaft in Washington D. C.

David Hewavitane, der allgemein als Anagarika Dharmapāla bekannt ist, war vierzehn Jahre alt, als er in seiner Heimatstadt Colombo mit Blavatsky und Olcott zusammen kam. Zwei Jahre später, im Jahre 1884, wurde er in die Theosophische Gesellschaft aufgenommen, und schloß sich dem Mitarbeiterstab in Adyar, Indien, als Schüler von H. P. Blavatsky an. Nach einigen Wochen regte H. P. B. an, daß er sich überlegen solle, ob er nicht sein Leben der Wiederherstellung der reinen Lehre Buddhas widmen wolle. Das tat er auch, und im Jahre 1891, dem Jahre ihres Todes, gründete er die Mahā-Bodhi-Gesellschaft, die sich zum Ziel setzte, den lange vernachlässigten buddhistischen Tempel in Bodhi-Gaya zu erwerben und instandzusetzen. Der Tempel stand an der Stelle, wo Gautama

Erleuchtung erlangt hatte, und war seit über 300 Jahren im Besitz der Hindus. Im Jahre 1893 vertrat Dharmapāla in Chicago die Gemeinschaft der singhalesischen Buddhisten bei »The World's Parliament of Religions« (dem Weltparlament der Religionen). Dieses bemerkenswerte Parlament gehörte als ein Teil zu der Chicagoer Weltausstellung, und war das erste seiner Art. Anwesend waren die Vertreter der großen Religionen, die Vertreter der Theosophischen Gesellschaft und von den buddhistischen Sekten die Vertreter des Zen, Jodo Shinshu, Nichiren, Tendai und Shingon aus Japan, und auch die Theravādins aus Siam (Thailand).

Wenige Tage nach Beendigung »des Parlaments«, nahm Dharmapāla bei einer Veranstaltung über »Theosophie und Buddhismus«, die von der Theosophischen Gesellschaft abgehalten wurde, das Gelübde von Charles T. Strauss aus New York City entgegen; dieser war »die erste Person, die auf amerikanischem Boden in die buddhistische Gemeinde aufgenommen wurde.« Field beschreibt die Arbeit der ersten japanischen Missionare in Amerika, und auch von Paul Carus, dem Gründer der »Open Court Press«, der D.T. Suzuki im Jahre 1897 nach Amerika brachte, um beim Übersetzen japanischer Texte zu helfen. Buch I schließt das 19. Jahrhundert mit einem Hinweis auf die Buddhisten in Boston – Ernest F. Fenollosa und William Sturgis Bigelow. Beide schätzten die ostasiatische Kultur so sehr, daß sie die orientalische Kunst und Dichtung in Amerika einführten.

Buch II berichtet über den amerikanischen Buddhismus im 20. Jahrhundert. Bis in die siebziger Jahre kam der buddhistische Einfluß auf die amerikanische Kultur hauptsächlich von japanischen Einwanderern. Alle buddhistischen Sekten Japans waren unter den japanischen Amerikanern vertreten, aber nur die Lehrer des Zen machten es sich zur Aufgabe, mit anderen Amerikanern in Verbindung zu kommen. Es war ein Prozeß, als würde man »einen Lotus an einen Felsen halten und darauf warten, daß er Wurzel schlage« (S. 181). Hervorragend unter diesen Zen-Lehrern war vor allem Sokei-an Sasaki. Er gründete im Jahre 1930 das erste amerikanische Zen-Institut in New York und im Mai des folgenden Jahres die Buddhistische Gesellschaft von Amerika. Nach seinem Tod im Jahre 1945 setzte seine Frau Ruth Fuller Sasaki seine Arbeit im Zen-Institut fort. Ihr wichtigster Beitrag war die Bildung einer »kulturell gemischten

Arbeitsgruppe von Gelehrten« aus Ost und West, die die alten Texte aus Japan und China übersetzen sollte.

Bis zum Beginn des Zweiten Weltkrieges war es dem Zen-Buddhismus zum Teil durch die Hilfe von Alan Watts und D.T. Suzuki gelungen, sich in Amerika zu etablieren. Obwohl während des Krieges die Internierung von Amerikanern japanischer Abstammung ein großer Rückschlag war, trug andererseits die Besetzung Japans nach dem Kriege dazu bei, daß die Amerikaner die japanische Kultur besser kennenlernten, wodurch der »Zen-Boom« in den fünfziger Jahren zustande kam. Jack Kerouac, Allen Ginsberg und Gary Snyder versuchten es in den sechziger Jahren mit dem »Beat Zen«. Ihre Amerikanisierung des Zen ließ bereits vermuten, daß gegen Ende der sechziger Jahre amerikanische Roshis, wie Richard Baker und Philip Kapleau, die Leitung übernehmen würden. Das Tassajara Zen Mountain Center in Kalifornien, das 1966 eröffnet wurde, bot das traditionelle *zazen* (Sitzen) und *samu* (Handarbeit) in spiritueller Zurückgezogenheit an. Die Teilnahme wurde beiden Geschlechtern erlaubt, wodurch mit der Tradition gebrochen wurde. Diese Entwicklung, so meint Robert Aitken, kennzeichnet »den Übergang des aus dem Ursprungsland herübergebrachten Buddhismus zu einer einheimischen, religiösen Disziplin – die Erfüllung von achtzig Jahren Geschichte des westlichen Buddhismus.« Obwohl die Zen-Tradition auf ihrem Weg durch sektiererische Auseinandersetzungen behindert wurde, ist sie nun in Amerika fest verankert. Der Lotus hat Wurzeln geschlagen.

Die auffallendste Begebenheit im neueren amerikanischen Buddhismus war die Ankunft tibetischer Flüchtlinge, die verschiedenen Sekten angehörten. Im Jahre 1959 floh der 14. Dalai Lama aus Tibet, nachdem die tibetische Kultur durch die Chinesen praktisch zerstört worden war. Aus allen Schulen des tibetischen Buddhismus folgten ihm viele Flüchtlinge nach Nordindien. Hier gründete er die Young Lama's Home School (die Heimschule für junge Lamas), um junge »Tulkus« zu unterrichten – das sind nach tibetischem Glauben erleuchtete Wesen, die sich ihre Geburt immer wieder in den Reihen der spirituellen Lehrer aussuchen. [Ein Tulku greift über die Grenzen des Todes hinweg, indem er eine bewußte Kontinuität zwischen seinen aufeinanderfolgenden Existenzen herstellt.] Einige dieser tibetischen Lehrer kamen von Indien nach Amerika. Tarthang Tulku

von der Nyingmapa-Schule und Chögyam Trungpa von der Karma Kagyu-Sekte gründeten in Berkeley, California, und in Boulder, Colorado, Erziehungs- und Verlagszentren. Damit erfüllten sie die Prophezeiung von Nyingma, daß

... wenn der eiserne Vogel fliegt, und Pferde auf Rädern laufen,
Das Tibetische Volk wie Ameisen über die Welt verstreut sein wird,
Und das Dharma zum Land des Roten Mannes kommen wird.

Field entlehnte den Titel seines Buches (*How the Swans Came to the Lake*) einem Ausspruch, der vom Leiter der Karma Kagyu-Sekte, seiner Heiligkeit dem 16. Karmapa, anlässlich seines Besuches in Boston gemacht wurde. Als er gefragt wurde, warum er nach Amerika gekommen sei, antwortete er: »Buddha der Herr ging mir voraus. Wenn hier ein See wäre, würden die Schwäne hierher gehen« (S. 328). Buch II schließt mit einem Überblick über den chinesischen, den koreanischen und den vietnamesischen Buddhismus in Amerika; dem ein Überblick über die gegenwärtige Lage folgt.

How the Swans Came to the Lake ist eine fesselnde Chronik. Der anekdotische Stil und der mitfühlende Humor, der den Buddha Dharma vermittelt, schmälern nicht den Nutzen für ernsthafte Forscher. Field empfindet offensichtlich Sympathie für sein Thema, ohne eine sektiererische Haltung einzunehmen. Insgesamt ist seine Darstellung ausgewogen und frei. Nach der Meinung des Buchbesprechers besteht der einzige ernsthafte Mangel darin, daß er Nichiren Shoshu, die größte buddhistische Sekte in Amerika, nicht erwähnt.

Die Ausbreitung der buddhistischen Kultur, die in *How the Swans Came to the Lake* dokumentiert wird, ist eine Facette einer noch nie dagewesenen gegenseitigen Befruchtung, die jetzt stattfindet. Jeder Zweig der Gesellschaft erfährt tatsächlich den mannigfachen Einfluß auf materiellem, intellektuellem und spirituellem Gebiet. Die Übermittlung religiöser Lehren ist ein bedeutender Faktor, wenn ein planetarisches Bewußtsein mit langfristigen Folgerungen für die Menschheit sich bemerkbar macht.

MIT PETER UM DIE SONNE

Lillian Burke

Wenn man einem Kind eine Reise um die Sonne schenken möchte, dann sollte man es einmal *Once Round the Sun*^{*)} lesen lassen, oder es ihm vorlesen. Diese entzückende Geschichte ist Tatsache und auch reine Phantasie.

Jedes Kind möchte die Welt kennenlernen. Jedes Kind stellt unendlich viele Fragen. Je mehr man es ermutigt, selbst Antworten zu finden, desto mehr wächst es, und desto mehr neue Fragen drängen sich ihm auf. Peter, das Kind in *Once Round the Sun*, möchte, daß ihm jemand alle seine Fragen beantwortet. Wie durch Zauberei erscheint in seiner Phantasie Onkel Peppercorn, der wiederum gar nicht so phantastisch ist. Onkel Peppercorn ist so winzig, daß er leicht in eine hohle Hand passen könnte. Gemeinsam brechen die beiden zu einer wunderbaren Reise auf, genannt »das Große Jahr«, auf der Peter einige Wunder entdeckt.

Zuerst hört er etwas über die Beziehung der Erde zur Sonne. Er entdeckt die vier Jahreszeiten. Während er mit Eichhörnchen, Bären, Blumen und dem Ozean spricht, fängt er an, die Beziehung zwischen Ursache und Wirkung und die wechselseitige Abhängigkeit aller Erscheinungen in der Natur zu verstehen. So wird ihm zum Beispiel durch den Winter die Schönheit der Schneeflocke bewußt, deren Zweck letztlich darin besteht, mitzuhelfen, daß alle Bäche, Ströme und Meere wieder aufgefüllt werden. Das geschieht jedoch nur, weil die Ankunft des Frühlings die Schneeflocke zum Schmelzen bringt und ihr damit eine neue Form gibt. Peter erfährt etwas über die Ein-

*) Von Elsa-Brita Titchenell, illustriert von Justin C. Gruelle, koloriert von Elizabeth A. Russell, Theosophical University Press, Pasadena, California, 1981, 57 Seiten, gebunden.



JUSTIN C. GRUBBE

maligkeit aller Lebewesen. Er entdeckt ihre Gewohnheiten und ihren Zweck. Er sieht auch die Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten, die es in der Welt gibt.

Dann wird Peter geholfen zu verstehen, daß es die Fähigkeit des Denkens ist, die ihn von anderen Wesen unterscheidet – während er heranwächst, wie diese auch. Er erkennt, daß auch er, wie alles andere um ihn herum, eine Aufgabe zu erfüllen hat.

Peters Erfahrungen sind so aufregend und lohnend, daß er am Ende seines »Großen Jahres« (in Wirklichkeit ist es nur der Traum

einer Nacht) traurig ist. Der weise alte Onkel Peppercorn versichert ihm jedoch, daß er auch weiterhin das »Große Jahr« haben kann, wenn er darauf achtet, daß sein Geist klar bleibt und er die Liebe im Herzen bewahrt.

Once Round the Sun ist eine einfühlsame Geschichte über die Natur, die die Kinder erfreuen wird, aber auch mancher Erwachsene kann von dieser Geschichte lernen und spirituell durch sie gefördert werden.

Ich glaube, wir sollten unsere Gedanken wie unschuldige, treuherzige Kinder behandeln, auf die wir aufpassen müssen – und gut achtgeben, auf welche Objekte und Subjekte wir ihre Aufmerksamkeit lenken. Sogar wissenschaftliche Tatsachen können den Geist durch ihre Trockenheit verstauben lassen, wenn sie nicht jeden Morgen sozusagen in den Schatten gestellt, oder vielmehr durch den Tau der frischen und lebendigen Wahrheit fruchtbar gemacht werden. Jeder Gedanke, der gedacht wird, trägt zu seiner natürlichen Abnutzung bei, und dazu, die Geleise zu vertiefen, woraus – wie in den Straßen von Pompej – ersichtlich ist, wie sehr er gebraucht wurde. Wie viele Dinge gibt es, über die wir sorgsam nachdenken sollten, ob es besser wäre, sie zu kennen oder nicht! Routine, Althergebrachtes, Gebräuche usw., usw. – wie unmerklich die unnütze Aufmerksamkeit für diese Dinge den Geist entkräften und ihn verarmen läßt. Sie beraubt ihn seiner Klarheit und Stärke und macht ihn farblos und schwach!

Das Wissen kommt nicht in Details zu uns, sondern durch die Gaben der Götter.

– HENRY DAVID THOREAU

HIOB – EINE EINWEIHUNGSGESCHICHTE

Raymond Rugland

Das Buch Hiob ist wahrscheinlich das älteste Buch der Bibel und enthält die Entstellungen, die es bei der Übermittlung seit altehrwürdigen Zeiten erhalten hat. Seine Schätze sind wie die Spitzen von Eisbergen, die undeutlich im Nebel irgendeines nördlichen Meeres dahintreiben. Wir wissen, daß die Alten selten von der eigentlichen Aufgabe des Lebens abgelenkt wurden; in dieser Beziehung waren sie klüger als wir. Die Helden ihrer Epen schildern die menschliche Seele, wie sie ihr ewiges Schicksal erlebt – Arjuna, Nara, Hiob, Herkules, Orpheus, usw. Die Frage, die wir uns alle stellen müssen, hat sich durch die Jahrtausende nicht verändert: entweder hat unser Leben eine wirkliche und bleibende Bedeutung – oder es hat keinen Sinn! Solange unser Dasein mit jenem universalen Wesen verbunden ist, das wir Gott nennen, können wir diese Bedeutung nicht leugnen. Die archaische Methode, durch Gleichnis, Allegorie, Symbol oder durch eine Geschichte zu lehren, ist ein Ausdruck des Mitleids, und bietet, wie das Sonnenlicht, jedem, entsprechend seiner Aufnahmefähigkeit, Erleuchtung. Das *Buch Hiob* wurde mit Recht als »vollständige Darstellung der alten Initiation und der Versuchungen, die im allgemeinen dieser größten aller Zeremonien vorangingen, bezeichnet.«^{*)} (Das Wort *Initiation* kommt aus dem Lateinischen und bedeutet »Beginn« oder »Geburt«.)

Der frühe, unbekannte Verfasser beschreibt Hiob als einen Bürger des Landes Uz, der ein vortrefflicher, rechtschaffener, wohlhabender Mann war, und Familie und Freunde hatte. Die nächste Szene

^{*)} H. P. Blavatsky, *Die entschleierte Isis*, II, S. 495.

spielt sich im Himmel ab, wo Gott den Vorsitz über seine Söhne hat und Betrachtungen über die Handlungen der Menschen anstellt. Er zollt Hiob seine besondere Anerkennung: »daß seinesgleichen keiner ist auf Erden . . . , so gottesfürchtig und dem Bösen feind.« (1:8) Satan protestiert gegen Gottes Lob, das er Hiob spendet, und erklärt, er sei nur aus Eigennutz gut: »Aber strecke deine Hand aus und taste alles an, was er hat, fürwahr, er wird dir ins Angesicht fluchen.« (1:11) Als Antwort gibt Gott seine Einwilligung, daß Hiobs Glaube durch Satan geprüft wird, aber ihn selbst soll er nicht antasten. Der Satan nimmt Hiob Familie, Haus, Land und Reichtum. Aller Dinge beraubt, anerkennt Hiob jedoch auch weiterhin den Willen Gottes und lobt den Namen des Herrn.

Trotz der Standhaftigkeit Hiobs ist der Satan nicht zufriedengestellt: »Alles, was der Mensch hat, gibt er hin für sein Leben. Aber . . . taste sein Fleisch und Gebein an, fürwahr, er wird dir ins Angesicht fluchen.« (2:4-5) Der Satan erhält die Erlaubnis, Hiob ein zweites Mal zu prüfen; sein Leben jedoch soll er schonen. Der Diener Gottes gibt aber auch dann noch nicht auf, als Eiterbeulen seinen ganzen Körper bedecken, sondern er erklärt: »Das Gute nehmen wir an von Gott und sollten das Böse nicht annehmen?« (2:10)

Drei Freunde kommen, um den Einsamen zu trösten: Eliphas der Temaniter, Bildad der Schuchiter und Zophar der Naamathiter. Sieben Tage und Nächte lang sitzen sie schweigend bei Hiob, so groß ist sein Elend. Schließlich beklagt Hiob sein Schicksal und verflucht den Tag, an dem er geboren wurde. Eliphas, der zuerst antwortet, ist ein religiöser Dogmatiker, dessen Überzeugung auf einer psychischen Erfahrung beruht. Bildad kommt mit nachgeredeteten Platitüden und frommen Phrasen. Zophar tut so, als würde er Gottes Gedanken kennen und wüßte, was Er in einer solchen Situation tun werde. Alle drei können Hiob nicht trösten, da sie in Wirklichkeit davon überzeugt sind, daß er für ein schweres Vergehen gestraft wird; aber als Hiob sie fragt, was er Unrechtes getan habe, können sie nicht antworten.

Die Qual Hiobs erinnert an die Verzagtheit Arjunas, an den Helden der *Bhagavad-Gītā*, der seinen Lehrern, Verwandten und Freunden im Kampf gegenübertreten muß. Es ist offensichtlich, daß jeder Mensch ein Arjuna oder Hiob ist, der, wenn er spirituell vorankommen will, seine alten Gewohnheiten und Gedanken ablegen muß, und mit den Kräften und Neigungen seines niederen persönlichen

Selbst, mit denen er seit langem verbundenn ist, »Krieg führen« muß. Wir glauben, daß Hiobs drei Freunde die psychologischen und mentalen Hürden in seiner eigenen Natur verkörpern, die er zu überwinden hatte. Das erwies sich als eine schlimmere Prüfung als sein körperliches Leiden.*)

Elihu, ein junger Hierophant, kommt gerade im rechten Augenblick. Er hält sich unbemerkt im Hintergrund und spricht nicht, bis Hiobs Freunde ihre Meinungen dargelegt haben. Dann tritt er vor: »Siehe, ich stehe zu Gott wie Du; vom Lehm genommen bin auch ich.« (33:6) Wie der Verfasser erklärt, war er über Hiob zornig, weil er sich selbst für gerechter hielt als Gott; auch über die drei Freunde Hiobs war er zornig, weil sie keine Antwort gefunden hatten, obwohl sie erklärten, daß Hiob unrecht habe. Elihu verspricht, Hiob Weisheit zu lehren, und beschreibt, auf welche Weise Gott einen Menschen auf den Weg seiner ewigen Bestimmung leitet: »Aber der Geist erleuchtet die Menschen, und der Hauch des Allmächtigen macht sie verständig.« (32:8) Der Mensch wird ein wahrer Sohn Gottes, wenn seine Seele Vereinigung mit der Seele Gottes erreicht. Elihu ist als Eingeweihter in der Lage, heilige Dinge zu erklären und Hiob für die kommenden Erfahrungen vorzubereiten.

Denn durch eines redet Gott und durch zwei – man achtet's nicht.

Im Traum, im Nachtgesicht, wenn auf Menschen Tiefschlaf fällt, im Schlummer auf dem Lager;

Da öffnet er das Ohr der Menschen, und erschreckt sie durch seine Verwarnung,
Den Menschen abzubringen vom Unrecht und den Hochmut aus dem Manne zu tilgen.

Seine Seele vor der Grube zu bewahren, und sein Leben vor dem Gang zum Totenreich.

– 33:14-18

*) Subba Row gibt über diese Erfahrung eine lebendige Schilderung: »Es gibt einen Hüter der Schwelle [das ist der Name, mit dem Bulwer Lytton das Ungeheuer bezeichnet, das erscheint, um den Neophyten zu schrecken], dessen Einfluß auf der Mentalebene viel unangenehmer ist als es physischer Terror sein kann. [Er] wird aus der Verzweiflung und Mutlosigkeit des Neophyten gebildet, der aufgefordert wird, alle seine alten Neigungen für seine Verwandten, Eltern und Kinder aufzugeben, ebenso sein Streben nach weltlichen Dingen, die vielleicht seit vielen Inkarnationen mit ihm verbunden waren. Wenn er aufgefordert wird, diese Dinge aufzugeben, empfindet der Neophyt eine Art Leere, bevor er seine höheren Möglichkeiten erkennt. ... Vor ihm ist anscheinend nur Dunkelheit, eine Art Druck legt sich ihm auf die Seele, unter dem er anfängt mutlos zu werden. In den meisten Fällen fällt er zurück und gibt ein weiteres Fortschreiten auf. Wenn sich ein Mensch jedoch wirklich bemüht, dann wird er gegen die Verzweiflung ankämpfen und imstande sein, auf dem Pfad vorwärts zu schreiten.«

– *Notes on the Bhagavad Gita*, S. 2-3

Nur wenn der Mensch still und aufnahmebereit ist, kann das Göttliche im Inneren sprechen. Die Wahrheit ist im Inneren und das Erwachen kommt, wenn wir die Schleier, die wir vor unsere Seele gezogen haben, einen nach dem anderen wegnehmen. Wir haben die Freiheit, unser Schicksal zu wählen, und im Denken [mind] liegt der Drehpunkt unserer Entscheidung.

»Auch wird er geläutert durch Schmerzen auf seinem Bette, wenn der Kampf in seinem Gebein gewaltig tobt.« (33:19) Elihu erklärt, daß Schmerz und Leiden nicht von Gott kommen, sie kommen vom Menschen. Der universale Organismus, den wir Gott nennen, will gewiß seine Einheit, Harmonie und Unversehrtheit bewahren. Wir, als Bein von seinem Bein, Fleisch von seinem Fleisch, Gedanke von seinen Gedanken und Geist von seinem Geist, nehmen an seiner Unsterblichkeit nur in dem Maße teil, in dem wir in Harmonie mit den Gesetzen des göttlichen Wesens handeln. Nichts wird dem Menschen von Gott oder Satan auferlegt. Satan – das Wort bedeutet »Widersacher« – wird ein Schatten von Gottes Licht genannt. In der Rolle des Luzifer ist er der »Lichtbringer«. Die selbsterzeugten Illusionen des materiellen Daseins sind die Dunkelheit, die überwunden werden muß, bevor die menschliche Seele ein Teil des göttlichen Lichts werden kann.

Das Gesetz der Harmonie ist der Lehrer, dem sich Universen, Götter und Menschen fügen müssen. Wenn ein Wesen auf die es umgebenden Lebewesen einwirkt, dann reagieren sie. Diese Reaktion ist Karma. »Geläutert« ist ein gutes Wort, denn es deutet nicht auf etwas Rachsüchtiges oder Strafendes in der Natur hin, sondern auf das Bemühen, harte Eigenschaften zu mildern und uns einfühlsamer und gütiger zu machen.

Er wird vor den Leuten lobsingen und sagen: »Ich habe gesündigt und das Recht verkehrt; aber er hat mir nicht nach meiner Schuld vergolten.

Er hat mein Leben bewahrt vor der Grube, und meine Seele schaut mit Lust das Licht.« – 33:27–28

... fern sei es von Gott, daß er Unrecht tue und vom Allmächtigen, daß er frevle!

Nein, er vergilt dem Menschen, nach seinem Tun, nach seinem Wandel läßt er's jedem ergehen. – 34:10–11

Krishna sagte es ganz deutlich in der *Bhagavad-Gītā*: »Welchen Weg ein Mensch auch immer einschlägt, der Weg ist der meinige.« Und weiter: Weil das Universum für die Erfahrung der Seele existiert,

deshalb besteht es ebenfalls für jedes Lebenszentrum, ganz gleich auf welcher Ebene.

»Wer hat ihm die Erde anbefohlen, und wer hat ihn gesetzt über den ganzen Erdkreis?« (34:13) Die Frage nach dem »Wer?« ist gut gewählt und führt den Studierenden in die Richtung der alten Weisheit, wo die Göttlichkeit nie begrenzt wird. »Gedenke, wie du erhebest sein Tun, das Männer besungen haben.« (36:24) Wenn sich ein Mensch darum bemüht, nach seinen edelsten Idealen zu leben, wird er gottähnlich. Wenn er das ist, wird er ein geeigneter Gefährte der Götter, und wird bereits auf Erden von Ihnen anerkannt.

»Hör doch an, Hiob, tritt her und betrachte die Wunderwerke Gottes.« (37:14) Die Griechen hatten ein Wort für die Einweihung Hiobs: *Theophanie*, das bedeutete »das Erscheinen eines Gottes« – wenn der Kandidat seinem eigenen göttlichen Selbst gegenübersteht und für eine gewisse Zeit eins mit ihm wird.

Bis dahin befaßten sich alle Dialoge und Argumente *mit* Gott. Es kam jedoch der Augenblick, wo Hiobs Glaube bewahrheitet wird. Als Hiob Elihus Tadel, er habe dem Herrn das Unglück der Menschheit zur Last gelegt, annimmt, wird die letzte Schranke zum »himmlischen Königreich« beseitigt. Der Herr, der Zeuge aller Leiden Hiobs war, erscheint jetzt in einem Wirbelwind: »Wer ist es, der da verdunkelt den Ratschluß mit Reden ohne Einsicht?« (38:2) Hernach wird Gott der Lehrer, dort wo Elihu aufgehört, und zeigt seinem treuen Hiob die Wunder seiner Schöpfung:

Wo warst du, als ich die Erde gründete? Sag an, wenn du Bescheid weißt!
Knüpfst du die Bande des Siebengestirns, oder löst du die Fesseln des Orion?

-38:4,31

Hadern will der Tadler mit dem Allmächtigen? Der Gott zurechtwies, gib darauf
Antwort!

- 40:2

Schließlich antwortet Hiob:

[Ich habe] erkannt, daß du alles vermagst; nichts, was du sinnst, ist Dir verwehrt.
Vom Hörensagen hatte ich von Dir gehört; nun aber hat Dich mein Auge gesehen.

-42:2-5

Unerschüttert im Glauben wird Hiob schließlich vom Herrn angenommen, der ihm erlaubt, sich mit seiner Familie wieder zu vereinigen. Seine Gesundheit wird wieder hergestellt, und er erhält »doppelt so viel«, wie er zuvor gehabt hatte.

Was ist nun die große Botschaft Hiobs, die dem Buch seine Bedeutung gibt? Welchen Namen wir dem Ursprung unseres Universums auch geben – Gott oder göttliche Kraft –, instinktiv erkennen wir das Göttliche als unsere Quelle und unseren Ursprung, und hoffentlich als unser letztes Ziel. Das ist eine Bedeutung des Wortes »Religion« – zurückbinden, zurückführen zu einer Quelle. Wenn wir die Grenzen des Verstehens unserer Mikro- und Makrouniversen erweitern, fangen wir an zu erkennen, wie undefinierbar und unbegrenzt die Vorstellung von Gott wirklich ist. Ein Funke von Ihm ist in uns, und der uneingeschränkte Zweck der Evolution besteht darin, die Seele zu erheben, den Gottesfunken zu entfachen, so daß er im natürlichen Prozeß von Zeit und Erfahrung auf unser gesamtes Wesen einwirkt und es umwandelt.

Ein Mensch bekommt das, wofür er arbeitet, und wenn er nicht dafür arbeitet, bekommt er es nicht. Wenn aber jemand die Wahrheit so sehr begehrt, daß er wirklich danach hungert, dann bekommt er sie. Sie ist sozusagen der Wein des Lebens, die Offenbarung des Lebensbuches. Keine Sprache kann sie beschreiben.

Diejenigen, die die Wahrheit ersehnen, die den Mut haben, ein neues Leben zu beginnen, diejenigen die das Verlangen haben, in einem gewissen Sinne wiedergeboren zu werden, müssen alles über Bord werfen, was sie durch ihre Beschränkungen, durch ihre Zweifel, ihre Ängste, ihre Abneigungen und durch ihre Leidenschaften niedergedrückt hat. Der Mensch ist ein erhabenes Wesen, wenn er seine eigene spirituelle Natur kennt und beharrlich daran arbeitet, das zu werden, was er sein sollte.

–KATHERINE TINGLEY





VON UNSEREN LESERN ...

Wales, 6. Mai 1982

Bei einer Zusammenkunft, die vor kurzem in London stattfand, kam es zu einer Diskussion, die mir so wertvoll erscheint, daß ich darüber berichten möchte. Es begann mit einer Reihe von Fragen, die Besorgnis wegen der gegenwärtigen Weltlage ausdrückten. Jeder wurde aufgefordert, selbst eine Antwort zu finden, was zu einer fruchtbaren Diskussion führte.

Es bestand eine allgemeine Übereinstimmung darüber, daß es unsere Bürgerpflicht sei, sich über die Nachrichten zu informieren. Wenn man jedoch zuläßt, sich von schlechten Nachrichten deprimieren zu lassen – besonders, wenn es immer wieder geschieht –, dann entspricht das weder dem Buchstaben noch dem Sinne nach der Theosophie.

Angst, Sorge, Prophezeiungen – das alles zeigt eindeutig, daß man in die psychologische Falle des niederen menschlichen Prinzips gerät (im Sanskrit *kāma-manas* genannt). Es ist das Denken des niederen Selbst, das nicht imstande ist, das Leben anders als unter dem Gesichtspunkt des physischen Überlebens zu betrachten, und dem daher schöpferische Erkenntnis und Entschlußkraft völlig fehlen. Ein Teilnehmer stellte nachdrücklich fest: Wenn die Lehren erst einmal in unserem inneren Wesen verankert sind, dann erzeugen sie aus dem Inneren des Selbst ein lebendiges Vertrauen in die wohltätige Wirkung von allem Geschehen, ganz gleich, wie die unmittelbaren Umstände auch erscheinen mögen.

Ferner wurde darauf hingewiesen, daß jedes depressive Denken die veredelnde Tätigkeit der großen und kleinen spirituellen Wesenheiten außer acht läßt, die »Hierarchie des Mitleids« genannt werden, und die allgemeine spirituelle Tätigkeit des gesamten Universums vertreten. Daher können alle, die im Geiste im wesentlichen mit den anderen übereinstimmen, sich verbunden fühlen, wobei die jeweiligen Philosophien nicht notwendigerweise die gleichen sein müssen,

wenn sie mit der Selbstdisziplin und dem Verantwortungsbewußtsein handeln, die eine derartige Verbindung mit sich bringt. Von einem solchen Menschen lesen wir in der *Bhagavad-Gitā*: »Sein Gemüt wird durch Widerwärtigkeiten nicht beunruhigt ... und Ängstlichkeit, Furcht und Zorn sind ihm ferne.« Und weiter: »Während das Herz seinem Willen gehorcht, gelangt er zur Gedankenruhe.«

Diese Gedanken, die dem Schreiber als spirituelle Ermutigung viel bedeuten, werden vielleicht auch anderen willkommen sein. Sie erinnern mich an Heft 4/1983 (englisch Dec. 1981/Jan. 1982) von SUNRISE, das einen Bericht über ein Treffen in Nigeria enthielt, und einen Blick in das afrikanische Denken und seine Verhaltensweisen gab. Ich übe diese innere Aktivität, die im allgemeinen »Gebet« genannt wird, sehr oft aus. Wenn ich allein bin, und wenn meine Sorge um jemanden oder um etwas jenen Punkt erreicht, an dem es tatsächlich zu schmerzlich wird, dann schreie ich oft mit voller Gefühlskraft in den Raum hinaus. Ich sehe oder höre nie jemanden oder etwas als Antwort auf diesen Schrei; aber im Hintergrund ist erfahrungsgemäß stets mein Wissen um eine echte Antwort. Sie heißt: »geh voran und tue das Beste, was du kannst, und etwas Gutes wird dabei herauskommen.«

- A. E. URQUHART

California, 15. April 1982

Die Menschen weisen verständlicherweise oft Tadel zurück, wenn sie Verantwortung übernommen haben. Oberflächlich gesehen, scheinen sich beide Dinge zu ähneln, aber es besteht ein großer Unterschied. Tadel enthält den Stachel der Schuld, des Vorwurfs und einer ganzen Menge negativer Gefühle; Verantwortlichkeit dagegen bedeutet die Fähigkeit zu antworten. Einfach ausgedrückt bedeutet es, mit jemandem wegen einer strittigen Angelegenheit zu sprechen.

Ein Teil der menschlichen Natur schreckt vor Verantwortung zurück; die damit verbundenen Risiken, die uns manchmal beunruhigen, sind jedoch ein Anreiz für unsere Entwicklung. Risiken werden in Anbetracht des Mutes, der gefaßt wird, um zu zeigen, daß wir »fähig sind, zu antworten«, unwichtig. Was macht es daher aus, wenn

jemand in seiner »Fähigkeit zu antworten« wenig beredt oder schlagfertig ist? Er wird vor sich selbst Achtung haben und wegen seines Mutes und ehrlichen Bemühens geachtet werden. Diese Tugenden sind ansteckend, und unsere Welt hat sie dringend nötig. Wenn wir eine Verantwortung übernehmen, erhalten wir die Kraft, auf die unmittelbar vor uns liegende Pflicht einzugehen, und unser Vertrauen in unsere persönlichen und gemeinsamen Fähigkeiten, mit Schwierigkeiten fertig zu werden, wächst. Das beweist ein für allemal, daß das, wovor wir uns gefürchtet haben, doch nicht so schlimm war, wie wir annahmen. Wenn unsere Fähigkeiten auch begrenzt sind und innerhalb der menschlichen Natur schwanken, so sind die Menschen doch fähig, ihr Schicksal in die Hand zu nehmen.

- DEANNA TERRY PETERSON

Maryland, 6. April 1982

Jungen Menschen sagt eine Schneeflocke, daß fröhliche Zeiten kommen: Ferien, Schneeballschlachten, Schneemänner, Schlittenfahrten und die altmodische Schnee-Eis-Creme. Eine Schneeflocke ist ein Eis-Wunder. Für die meisten Erwachsenen ist eine Schneeflocke der Vorbote von vereisten Gehsteigen, Verkehrsstauungen, Unfällen und durch Schneeschaufeln verursachte Rückenschmerzen. Die Schneeflocke verliert ihre Beliebtheit und Schönheit und wird etwas Unheil drohendes, etwas Unangenehmes, und doch ist es dieselbe Schneeflocke. Aber wie kann sich das Wesen einer Schneeflocke verändern? Kann sie etwas anderes geworden sein als sie selbst?

Ein Mensch ist wie eine Schneeflocke. Er hat einen Kern, der sich treu bleibt, ganz gleich, wie ihn andere sehen mögen; ein Kern, der indifferent ist, ganz gleich, ob er alt oder jung ist, schwarz oder weiß, reich oder arm – dieser innere Kern ist das, was ihn von allen anderen existierenden Wesen unterscheidet. Was *ist* der Wesenskern des Menschen? Was ist an ihm so einzigartig?

Die Menschen sind Erforscher des Lebens in allen seinen vielen Aufgaben und Veränderungen. Wir suchen nach Wissen, ganz gleich, wohin die Suche führen mag. Unser Durst, aus dem Brunnen

der Wahrheit zu trinken, ist unersättlich, und wir sind bereit, jeden Preis dafür zu bezahlen. Wir wollen das Leben soweit wie möglich erforschen, und das können wir auf zwei verschiedene Arten: durch Nachempfinden, das heißt, wir stellen uns vor, daß wir an Erfahrungen teilhaben, die nicht unsere eigenen sind, oder wir entdecken das Leben selbst.

Das Verlangen, zu entdecken, sich zu verändern, zu lernen, ist es, was den Menschen zu einem einzigartigen Wesen macht. Und es ist dieses Verlangen, etwas selbst zu erleben, das ihn Lebensumstände annehmen läßt, die andere bemitleidenswert und manchmal empörend finden. Nicht durch ein Geburts-Trauma wird jemand zum Krüppel. Es ist möglicherweise seine Wahl – nicht Schwäche, sondern Stärke –, das Leben bis zum Letzten zu erforschen. Die Tatsache, daß andere nur die äußere Form sehen, beeinträchtigt in keiner Weise den Wesenskern dieses Menschen. Viel mehr als die sogenannten Behinderten sind diejenigen zu bemitleiden, die vor dem Anormalen erschrecken.

Ein Freund fragte einst eine Behinderte, ob sie verbittert sei, weil sie so viele ihrer körperlichen und geistigen Fähigkeiten, die sie sonst haben könnte, verloren hatte. Sie zögerte nur einen Augenblick und erwiderte dann, daß sie ihre Behinderungen bereitwillig und mit vollem Bewußtsein der möglichen Folgen auf sich nehme. »Ich hatte die Wahl«, sagte sie »das Leben neu zu beginnen oder mit einem alles andere als vollkommenen Körper weiterzuleben. Ich wählte das letztere. Nicht, weil ich mich vor dem Tod fürchtete, sondern weil ich wissen wollte, wovor ich mich immer bei den Behinderten gefürchtet hatte.

Ich erfuhr, was ich wissen wollte, und durch dieses Wissen konnte ich meine eigentliche Natur finden. Ich lernte, daß das, was wir sind, nicht auf dem beruht, wie andere uns sehen. Es hängt davon ab, wie wir uns selbst sehen.« Sie hielt einen Augenblick inne – »Ja, wir sind wie Schneeflocken.«

- BETTY JANE SCHUELER



EINE REISE, DIE MAN NICHT VERGISST

Ahmed Fazelbhoy

Im Jahre 1919 sollte ich für meinen Vater in Basra einen Auftrag ausführen. Basra war damals der Einfuhrhafen nach Mesopotamien (heute Irak), der während des Ersten Weltkrieges von den Briten dem Türkisch-Osmanischen Reich abgenommen wurde, das bis dahin die Oberhoheit über die Länder Westasiens innehatte.

Zu jener Zeit waren die Schiffe der Gulf Line die einzige Reisemöglichkeit, und es war eine sehr langsame Reise. Ich war an Bord der *Bankura* – einem 3000 Tonnen Schiff für Fracht und Passagiere, das der British-India Steam Navigation Company gehörte. Nachdem die *Bankura* Bombay verlassen hatte, legte sie für gewöhnlich in den Häfen von Belutschistan, Oman, Iran und Arabien an. Dann fuhr sie quer durch den Persischen Golf nach Basra. Mein einziger Gefährte bei Tisch war ein Araber, ein Moslem. Die Offiziere und die europäischen Passagiere saßen gemeinsam an anderen Tischen, aber dieses Arrangement erwies sich am Ende als sehr vorteilhaft für mich.

Der Steward servierte uns das übliche englische Frühstück ham and eggs (Schinken und Eier). Aus Erfahrung wußte ich, daß rötliches Fleisch für Moslems verboten war. Als ich um eine andere Speise bat, sah ich, wie der Araber zu Messer und Gabel griff und essen wollte. Da ich wußte, daß auch er ein Moslem war, legte ich meine Hand auf die seine, schüttelte den Kopf, und deutete auf den Schinken. Er verstand sofort, sagte »*Shukriya, shukriya*« (Danke, danke), und ließ das Essen stehen.

Während der einundzwanzigtägigen Reise freundeten wir uns an. Er stellte sich als Scheich Feisal El Najafi vor, und erzählte mir, daß er Kaufmann sei und Indien besucht habe, und Großeinkäufe in Zucker, Reis, Tee, Kaffee, Gewürzen usw. getätigt habe. Bevor wir uns in

Basra trennten, lud er mich als Gast in seine Villa am Tigris, in der Nähe von Bagdad, ein.

Zwei Monate später schrieb ich ihm, daß ich die Absicht habe, Bagdad und die dort in der Nähe liegenden moslemischen Heiligtümer zu besuchen. Er telegraphierte mir, ich solle zu einem Empfang kommen, den er für den verehrten religiösen Führer und Astronomen Emir El Salama geben wolle. Als ich mit dem Raddampfer ankam – dem einzigen Verkehrsmittel auf dem Tigris –, wurde ich am Schiffslandeplatz von einem Diener Scheich Feisals empfangen und zur Villa gebracht. Dort wurde ich mit herzlicher Umarmung und dem traditionellen Kuß auf beide Wangen begrüßt.

Am nächsten Tag versammelten sich etwa zweihundert Gäste, darunter die Verwandten des Scheichs, Würdenträger des arabischen Volkes und einige Bürgerliche in der großen Empfangshalle, um ihrem Führer, dem Emir El Salama, ihren Respekt zu erweisen. Er saß, von Kissen umgeben, auf einer niedrigen, gepolsterten Sitzbank, die auf einem erhöhten Platz stand. Ähnliche, aber weniger reich verzierte Polsterbänke standen auf beiden Seiten der Empfangshalle. Die Würdenträger und die nahen Verwandten saßen nach Rang und Verwandtschaftsgrad auf der rechten Seite, die Bürgerlichen auf der linken Seite. Allen wurde duftender Kaffee und reichlich Erfrischungen angeboten.

Der Emir war eine würdevolle, ehrfurchtgebietende Persönlichkeit, von großer Statur, mit heller Haut, hellen Augen und tadellosen Zähnen, obwohl er etwa achtzig Jahre alt zu sein schien. Sein Gefolge brachte ihm großen Respekt entgegen, weil man glaubte, daß er neben großer Frömmigkeit über geistige Fähigkeiten verfüge, die er für wohltätige Zwecke einsetzte.

Zuerst wurden dem Emir die Ältesten der Familie vorgestellt, dann kamen die Würdenträger an die Reihe und hernach die Bürgerlichen. Wenn sie seine Hand küßten, richtete er an jeden ein paar Worte und segnete ihn, indem er ihm die Hand auf die Schulter legte. Als ich an die Reihe kam, berichtete ihm mein Gastgeber, wie ich ihn an Bord des Schiffes davor bewahrt hatte, verbotenes Fleisch zu essen. Der Emir sah mich dankbar an und sagte: »*Subhan-Allah!*« (Allah ist so rein!)

Nach dem Empfang fragte mich der Scheich, ob ich den Emir am folgenden Tag nochmals sehen möchte, da er eine kleine Zusammen-

kunft abhalte und sich dabei Zeit zur Unterhaltung bieten würde, falls mir an seinen Unterweisungen etwas gelegen sei. Darauf gespannt, nahm ich an.

Bei dieser Gelegenheit wurde ich, nachdem die Gäste vor mir begrüßt worden waren, eingeladen, mich auf die Bank neben den Emir zu setzen. Während der Unterhaltung, die durch meinen Gastgeber übersetzt wurde, fragte mich der Emir, was mich in diesen unruhigen Tagen nach Bagdad geführt habe. Ich erklärte ihm meine Geschäfte. Ich hatte nämlich das Glück, den bekannten Konzern Brunner Mond & Co. (jetzt Unilever) zu vertreten und bat ihn um seinen Segen für meine Arbeit.

Der Emir nickte und fragte mich, indem er mich genau betrachtete, ob ich nicht lieber eine noch größere Sache vertreten möchte? Angeregt erwiderte ich: »Sicher möchte ich das!« Er fuhr fort: »Nachdem Sie in dem britischen Geschäft Geld verdient haben – was nur durch Allahs Gnade und Milde gewährt werden kann –, sollten Sie etwas von diesem Vermögen für einen besseren Zweck verwenden. Häufen Sie nicht großen Reichtum an, teilen Sie ihn. Es gibt rings um uns Menschen, denen Allah seine Milde versagt hat, für die er aber stattdessen andere Vermittler zu ihrer Betreuung geschaffen hat. Sie können gewiß leicht ein solcher Vermittler werden und spirituellen Reichtum erwerben. Das sind diejenigen, die am glücklichsten sind und von Allah, dem Mildtätigen, geehrt werden. Geben Sie Ihren Reichtum weise aus, häufen Sie ihn nicht an, aber verschleudern Sie ihn auch nicht. Ich werde Ihnen zeigen, wie man das tun kann.«

Indem er das sagte, nahm er einen Beutel, der in der Nähe lag, schnürte ihn auf und nahm eine Handvoll goldene und silberne Maria-Theresia Dinare heraus, die damals die Währung des Osmanischen Reiches waren. Er legte die Münzen aufeinander und machte ungefähr fünf Zoll hohe Stapel. »So sammelt der Geizhals die Münzen und verwahrt sie in einer Kiste, ohne daß er auch nur eine für sich selbst ausgibt oder an andere weitergibt. Wenn er stirbt, hat sein Reichtum niemandem etwas Gutes gebracht, und nach ihm vergeuden vielleicht andere sein Vermögen. Also«, sagte er, »warum sollte man es nicht für sich selbst und zum Wohle anderer gebrauchen?«

Der Emir verstreute die Münzen auf das Kissen, nahm eine große silberne Münze und schnippte sie mit dem Zeigefinger fort, so daß sie über den Marmorboden rollte. Die Münze hielt in der Mitte der Halle

an, drehte sich kurz und fiel mit einem Klirren um. Alle sahen gespannt zu. Der Emir sah nachdenklich zu, dann nahm er abermals eine Münze, auch aus Silber. Er zögerte und nach kurzem Überlegen tauschte er sie gegen einen großen Golddinar aus, ungefähr drei Zoll im Durchmesser. Den ließ er fortrollen. Er rollte zuerst in die Richtung eines reichen Arabers, der an seiner rechten Seite saß. Plötzlich drehte sich das Goldstück nach links, als ob es von einer unsichtbaren Hand geführt würde, und rollte über den Boden auf einen Bürgerlichen mittleren Alters zu, der einfach gekleidet war und von Sorgen niedergedrückt und traurig zu sein schien. Die Münze drehte sich ein- oder zweimal und fiel ihm dann vor die Füße.

Der überraschte Gast schaute die große glänzende Münze an, hob sie auf und wollte sie dem Emir zurückgeben. Der Emir sagte:

»Allah, der Gütige und Barmherzige, hat die Münze zu dir hingelenkt, da sie als göttliche Gabe von Seiner Freigebigkeit gekommen ist, behalte sie.«

Später erfuhr ich, daß der Mann ein politischer Flüchtling war. Einst war er Gouverneur der Provinzhauptstadt Smyrna (jetzt Izmir) gewesen, war aber während der Revolution geflohen. Er war mit seiner Frau und seiner Tochter nach Bagdad gekommen und hatte um Asyl gebeten. Die Tochter sollte nun verheiratet werden, aber er hatte keine Mittel für eine Mitgift, die nach arabischer Sitte zum Teil aus Gold bestehen mußte. Seine Schwierigkeit war somit behoben.

Emir El Salama setzte die Unterhaltung mit mir fort. »Mein Sohn, lassen Sie solche Münzen aus Ihrer Hand zu anderen in ihrer Stunde der Not rollen und häufen Sie sie nicht nutzlos an. Sie gehören zur Bruderschaft der Menschen und können nicht abseits bleiben. Der Allmächtige hat alle Menschen gleicherweise nach Seinem Bild geschaffen, aber der Mensch hat in seiner Gier nach Reichtum und Macht überall Ungleichheit entstehen lassen.«

»Aber«, unterbrach ich, »es ist schwierig, zu wissen, wer Hilfe verdient.«

»Es ist nicht schwierig, das herauszufinden, mein Sohn«, erwiderte der Emir. »Gehen Sie zu irgendeinem Heim für Waisenmädchen und verarmte Frauen, und Sie werden eine Menge Hilfsbedürftiger finden. In den Heiligen Schriften hat uns Allah wiederholt ermahnt: ›Gib den *yateems* (Waisen) wieder und immer wieder, sonst werden meine Blüten vertrocknen und zu Staub zerdrückt wer-

den.« Wenn sie diese edle Tat vollbringen, wird Ihr Lohn reichlicher sein als der irgendeiner britischen Gesellschaft. Außerdem wird der Allmächtige Sie mit einem *najma* (Stern) in seinen Himmeln, aus denen niemand vertrieben und zum Flüchtling wird, belohnen.« Er schaute zum Mann aus Smyrna hin: »In den Schriften wird bestätigt, daß Er der Schöpfer dieser und vieler anderer Welten ist.«

Der Emir erhob sich und sagte, während er mir die Hand auf die Schulter legte: »*Fi-Aman-Allah!*« (Allah sei mit Dir)

Der Konflikt zwischen Argentinien und Großbritannien berührte die innersten Fasern meines Herzens. Wie kann ich, der ich mit diesen beiden großen Nationen durch Blutsverwandtschaft eng verbunden bin, diesen schon zu einer Einheit gewordenen Strom teilen? Englisch und argentinisches Blut fließt völlig vermischt in meinen Adern. Ich kann mir kein Trennungssystem vorstellen – ein Adernetz für argentinisches Blut, ein anderes für englisches. Ob ich will oder nicht, mein Körper ist nur ein Körper, und ich bin für seine Gesunderhaltung und sein Funktionieren verantwortlich. Gilt das nicht auch für unseren Planeten, wo Blut und Geschichte sich verflechten? Ich kann mir nicht helfen, aber ich könnte mir denken, daß das Schicksal dieses Planeten von unserem Weitblick abhängt, und von unserer Bereitschaft, diesen Weitblick beständig auf unsere *nimiedades*: die »kleinen Dinge des Lebens« anzuwenden.

Haben wir in diesem kurzen Augenblick, in dem die Aufmerksamkeit der Welt auf diesen winzigen Teil des Globus gerichtet ist, den Blick für die planetarische Ganzheit verloren?

Ich habe mich mein Leben lang an den Ausspruch von Martin Fierro, den mein Vater so liebte, erinnert: »Brüder sollen zusammenhalten, das ist das oberste Gesetz. Wenn sie sich gegenseitig bekämpfen, werden sie von den Außenstehenden überwältigt.« Ich erinnere mich, daß ich mich fragte: »Wer sind die Außenstehenden?«, und ich frage es noch heute. Wer sind die Außenstehenden? Wir sind unleugbar ein Volk, verantwortlich für unsere planetarische Ehre, Rechtschaffenheit und Einheit. Laßt uns gemeinschaftlich das Ganze betrachten, und laßt die Nationen gesund. Es gibt keine Außenstehenden.

– ERIC O. CROCKER

Herausgeber von *Integridad*, California

DER MENSCH – EIN KOSMISCHER DYNAMO

Nel van Weijdom Claterbos

Wenn wir morgens aufstehen und beginnen, unsere verschiedenen Pflichten zu erfüllen, dann wäre es gut, wenn wir uns bewußt mit einem Vorrat kosmischer Energie versorgen würden, den wir dann nach Belieben verwenden können. Einen Teil davon geben wir nach und nach bei den alltäglichen Handlungen aus, obgleich ein großer Teil unserer Energie darauf gerichtet sein sollte, darüber nachzudenken, wie wir unseren wichtigsten Zwecken am besten dienen können. Unseren Anteil an kosmischer Energie gebrauchen wir zum größten Teil im Bereich des Denkens. Deshalb müßte gerade dort unser Einfluß zu spüren sein. Wenn wir erkennen, daß unsere Gedankenatmosphäre die Erde umschließt, dann wird klar, daß die Vibrationen, die durch unseren Denk-Dynamo ausgesandt werden, den gesamten Denkbereich der Menschheit zum Guten oder Schlechten beeinflussen. Unsere Wirksamkeit wird eingeschränkt, wenn sich unser Denken im engen Kreis unserer persönlichen Interessen bewegt; aber wenn wir die Flügel unseres Geistes gebrauchen, um unsere kosmische Heimat zu erforschen, dann wirkt unser Dynamo auf höheren Gedankenebenen und arbeitet universal. Unsere Hoffnung und Zuflucht liegen individuell und als Menschheit in unserem Denken, denn den Gedanken folgen unmittelbar die Taten. »Was man begehrt, das wird man«, so heißt ein Sanskrit-Spruch.

Jeder große Weise und Lehrer hat zum Ausdruck gebracht, daß der Mensch in seiner Essenz göttlich ist; deshalb ist die Quelle unseres Denkens göttlich. Je näher unser Denken dieser Quelle kommt, desto universaler wird es. Wenn wir jeden Tag so viel kosmische Energie einsetzen, wie wir können, und wenn wir für ihren

Gebrauch verantwortlich sind, warum sollten wir uns dann damit begnügen, daß sie sich in ausgefahrene Geleise verströmt? Das Leben ist zu heilig für uns, um es in alten Rinnen versanden zu lassen! Wenn wir gottgleich sind, dann müssen unbekannte Möglichkeiten in uns verborgen liegen. Warum bringen wir sie nicht zum Ausdruck? Unsere Zeit bedarf dringend der höheren menschlichen Kräfte. Die wirksamste Hilfe, die wir der Menschheit geben können, besteht darin, uns mit dieser Quelle in unserem Inneren in Einklang zu bringen und ihre Kraft durch uns strömen zu lassen. Niemand braucht sich kraftlos zu fühlen; das ist eine Täuschung, die wir überwinden können. Wir können uns weigern, uns durch enge Begrenzungen einengen zu lassen. Daß ein Teil der Menschheit leidet, kann für den anderen auf die Dauer nicht annehmbar sein. Solange wir in unserem Denken Grenzen ziehen, besteht Gefahr.

Jede große Religion zeigt den Weg, wie man sich zu einer höheren Art des Menschseins entwickeln kann, aber dieser Weg wird erst sichtbar, wenn wir ihn *gehen*; und wir gehen ihn nicht, bevor nicht in uns das *Vertrauen* geboren ist, daß ein solcher Weg besteht! Dieses Vertrauen macht kurzen Prozeß mit der allgemeinen Klage: »Was kann ein einzelner Mensch tun? Jeder weiß, daß wir machtlos sind.« Ein Denker ist das nie – nicht in seinem eigenen Leben, und nicht innerhalb der Gemeinschaft, von der er ein Teil ist.

Und jeden Morgen wachen wir wieder in dieser Welt auf, und lassen unseren kostbaren Dynamo an.

Ich, Buddha, weint' einst mit der Brüder Schar,
Das Weh der ganzen Welt brach mir das Herz;
Jetzt lach' ich freudig, denn Befreiung gibt's!
Ihr, die ihr leidet Schmerz.

– SIR EDWIN ARNOLD, *Die Leuchte Asiens*.

DIE INTEGRITÄT DES SELBST

Ingrid Van Mater

Das Leben fordert viel von uns. Fordern wir selbst aber auch genug von uns? Tief in unserem Herzen wissen wir, daß es einen Weg gibt, der zum Verständnis der ewigen Weisheit in uns führt; aber haben wir den Mut, jene Verpflichtungen zu erfüllen, die unser Schicksal letztlich gerade von uns erwartet? Wir werden mit allen Wesen vom großen Lebensrad weitergetragen, und eines Tages werden wir an einen Punkt kommen, an dem wir nicht länger passive Passagiere auf diesem Planeten bleiben können, sondern uns entscheiden müssen, ob wir bewußt dem geistigen Weg folgen wollen, »jener Ruhe, in der das niedere Selbst für alle Zeiten unwiderruflich vergessen ist.«

Sich zu bemühen, unser Leben mit dem Edelsten, das wir kennen, in Einklang zu bringen, ist die wesentlichste Pflicht, die zum Menschsein gehört. Wir haben die Fähigkeit, verantwortliche Wesen zu sein, obwohl wir oft nicht in verantwortlicher, rücksichtsvoller Weise handeln. Wir haben uns das Recht erworben, denkende, strebende Individuen zu sein. Es ist ein Recht, von dem wir Gebrauch machen müssen, und das wir nicht aufgeben dürfen, oder die Gesetze des Lebens werden uns aus unserer Gleichgültigkeit herausschütteln, denn jedes Wesen muß sich bis zur Grenze seiner Fähigkeiten entfalten. Je einflußreicher die Position im Leben ist, desto mehr sollte man sich bemühen, seinem Selbst und allen anderen gegenüber in Gedanken und Taten aufrichtig zu sein. Da mit wachsender Erkenntnis jedoch auch die Verantwortung zunimmt, ist die karmische Reaktion auf Übertretungen umso größer, je größer die Verpflichtung ist, die der Mensch innerlich eingegangen ist.

Wir achten und bewundern diejenigen am meisten, von denen wir glauben, daß sie einen tadellosen Charakter haben, der durch Versuchungen nicht leicht aus der Bahn geworfen wird. Ich möchte wissen, ob viele von uns die Weisheit von Shakespeares oft zitierten Worten wirklich verstanden haben:

Dies über alles: sei dir selber treu,
Und daraus folgt, so wie die Nacht dem Tage,
Du kannst nicht falsch sein gegen irgendwen.
- *Hamlet*, I, III

Wenn wir einmal anfangen, den Bund der Treue mit unserem Selbst zu zerreißen, dann wird es leichter sein, bei den Maßstäben, die wir für uns selbst und für unsere Beziehungen zu anderen gesetzt haben, immer wieder kleine Kompromisse zu machen. Bevor wir es erkennen, ist aus dem kleinen Kompromiß ein großer geworden, der die Grundeinstellung unseres Charakters ins Wanken bringt. Opportunismus und Mißbrauch sind zwei Nebenprodukte solcher doppelwertigen Maßstäbe. Wenn wir an der Integrität des Selbst festhalten, fällt es uns dagegen schwer, anderen gegenüber unaufrichtig zu sein, oder sie zu betrügen, ohne innerlich irgendwie davor gewarnt zu werden. Wenn wir uns bemühen, uns selbst gegenüber ehrlich zu sein und unseren Schwächen entgegenzutreten, dann entwickeln sich nach und nach Gerechtigkeit, Unbestechlichkeit der Prinzipien und spirituelles Unterscheidungsvermögen.

Wir haben jeden Tag die Möglichkeit zu wählen. Jeden Tag findet bewußt oder unbewußt ein Zwiegespräch zwischen unserem edleren, unüberwindlichen Selbst und unserem anfälligen, menschlichen Selbst statt, und oft geben wir unserer Verwundbarkeit nach und sind dann unbefriedigt. Fest steht, daß es endlose Möglichkeiten für eine vollere Entfaltung unserer eingeborenen Göttlichkeit gibt. Wir sind weit davon entfernt, vollkommen zu sein, und die erreichten spirituellen Höhepunkte sind stets relativ. Die alte Schrift, die *Bhagavad-Gītā*, tröstet uns jedoch:

Des Menschen eigene Pflichten sollten nicht aufgegeben werden, so sehr sie auch mit Mängeln behaftet sind, denn aller Menschen Handlungen sind mit Fehlern verwoben, so wie Feuer in Rauch gehüllt ist.

- XVIII, 47-48

Indem wir jede Pflicht, die direkt auf uns zukommt, im richtigen

Geist, ohne emotionale Beteiligung und ohne Eigeninteresse erfüllen, erlauben wir der Kraft und der Wärme des universellen Aspektes in uns einzutreten und wir beginnen, wenn auch unvollkommen, in eine positive Richtung weiterzugehen.

Irgendwie müssen wir uns darüber klar werden, daß die richtige, zuverlässige Führung, nach der wir suchen können, in uns und nicht außerhalb von uns ist. Es ist unser spirituelles Selbst – unser Nordstern –, das uns, wenn wir ihm aufrichtig folgen, auf dem Weg hält, vorbei an Pfaden, die zu negativen Handlungen und Nachlässigkeiten ermuntern, und unsere Ansicht über den Zweck des Lebens begrenzen oder verdrehen. Alles, was wir tun, hängt von unserer Einstellung ab. Wenn sie fest mit den Prinzipien verankert ist, die sich mit unserem wachsenden Verständnis erweitern, dann werden wir wahre Diener der menschlichen Rasse – stark, bescheiden, ehrlich und mitleidsvoll.

Alte Weisheit aus Wales

DER LÖWE MIT DER RUHIGEN HAND

E. A. Holmes

Im Süden von Snowdon in Wales liegen die Vorgebirge von Ardudwy, »an dunklen Wassern«. Ein kleiner Fluß namens Afon Cynfal, »Fluß der ersten Blüten«, ergießt sich dort aus Felsspalten in drei großartigen Wasserfällen, den Cynfal-Wasserfällen. Er fließt durch ein grünes, bewaldetes Tal, das ins Ffestiniog-Tal übergeht, und mündet dann in der Tremadoc-Bucht ins Meer. Diese Bucht wurde nach dem Prinzen Madoc benannt, der im Jahre 1170 mit seinem Schiff »Gwennan Gorn« Amerika entdeckte, und dort landete, wo heute die Mobile-Bay, Alabama, sich befindet. Das geschah dreihundert Jahre bevor Columbus von Spanien aus in See ging.

Die Fernstraße von Ffestiniog zum Bala-See führt den oberen Lauf des Flusses entlang, und dort gibt es Rastplätze, von wo aus man die Aussicht bewundern kann. Die alten Minnesänger sangen jedoch weder von der Aussicht noch von den Wasserfällen. Sie sangen von den Mysterien, die hier verborgen sind, verborgen in den Ortsnamen auf der Landkarte, verborgen in den gesammelten walisischen Legenden, die als *The Mabinogion* bekannt sind. Das ist der Boden, auf dem die Götter schritten, oder so ähnlich wird uns berichtet. Es ist die Provinz des Sonnen-Gottes Llew Llaw Gyffes; von Arianrhod, »die aus dem Silberrad«, deren Aufenthaltsort Corona Borealis ist; von Gwydion, der manchmal der walisische Hermes genannt wird, und von Blodeuedd, der Blüten- und Blumenbraut von Llew.

Llew Llaw Gyffes (ausgesprochen wird es: »Hley Hlaou Guffez«) wurde von einer Jungfrau, Arianrhod, am Hofe von Math, dem Sohn von Mathonwy, geboren. Wenn man will, kann man bis zu der Stelle dieses Hofes, Pen y Gaer im Conwy-Tal, hinaufsteigen. Llew wurde von seiner Mutter verstoßen, und von seinem Onkel, dem Zauberer Gwydion, aufgezogen, den sogar Taliesin als ihm überlegen, anerkannte. Nun war es in jenen matriarchalischen Zeiten das Vorrecht der Mutter, ihrem Sohn einen Namen zu geben, ihn mit einer Rüstung auszustatten und für ihn eine Frau auszuwählen. Arianrhod weigerte sich jedoch, einen Nachkommen anzuerkennen, für den sie sich nicht verantwortlich fühlte. Nur durch seine Schlaueit überlistete Gwydion die Gottheit, ihrem Sohne nach und nach diese Gunst zu gewähren. Als Schuhmacher verkleidet, segelten der Zauberer und der Jüngling zum Castell Arianrhod (jetzt leider nur ein Felsblock in der Irischen See) und überredete seine Schwester, die Göttin, in das Boot zu kommen, um für ihre Schuhe Maß nehmen zu können. In diesem Augenblick setzte sich ein Zaunkönig auf das Bootsdeck. Der Junge nahm seinen Bogen und schoß einen Pfeil ab, der »das Bein des Vogels zwischen Sehne und Knochen traf.« »Wahrhaftig«, sagte sie, »der Löwe zielte mit ruhiger Hand.« »Der Himmel belohne Dich nicht«, sagte Gwydion, »aber jetzt hat er einen Namen bekommen!« Denn, Llew Llaw Gyffes heißt »der Löwe mit der ruhigen Hand«.

Im alten Wales war der Zaunkönig der Sonne geweiht. Mit dem Bogenschuß zeigt Llew, wie in der Kunst des Zen-Bogenschießens, daß Ziel und Schütze eins sind.

Auf folgende Weise bekam Lleu seine Rüstung: Dieses Mal als Minnesänger verkleidet, erhielten Gwydion und Lleu Eintritt in die Burg. Als sie drin waren, verursachte der Zauberer einen solchen Tumult und Aufruhr, als ob tausend Schiffe die Burg angreifen würden. Nun boten die beiden ihre Hilfe an, um sie zu verteidigen. Sie mußten natürlich bewaffnet werden, und Arianrhod legte dem jungen Mann selbst die Rüstung an, nicht wissend, wer dieser war. Als Gwydion seinen Zauber aufhob und wieder Ruhe herrschte, war ihr Ärger groß: »Ich werde diesen Jüngling mit einem Fluch belegen«, schwor sie, »daßer niemals ein Weib der Rasse haben soll, die jetzt die Erde bewohnt!«

Das war nun wirklich ein Problem. Gwydion suchte bei seinem Verwandten Math um Rat, und sie beschlossen, für Lleu eine Frau aus Blüten und Blumen zu machen. Deshalb nahmen sie Blüten von der Eiche, vom Ginster und vom Spierstrauch, und machten daraus ein Mädchen, das hübscheste und anmutigste Mädchen, das je ein Mensch sah, und sie gaben ihm den Namen »Blodeuedd«, was »aus Blumen« bedeutet.

Nicht vom Vater, noch von der Mutter
War mein Blut, war mein Körper.
Ich wurde von Gwydion zusammengesetzt,
Dem größten Zauberer der Briten.
Er formte mich aus neun Blüten,
Neun verschiedenen Knospen:
Aus Bergprimel, Ginster, Spierstrauch
Und Kornrade,
Zusammengeflochten mit der Bohne,
Die in ihrem Schatten
Eine weiße Geisterschar
Aus der Erde, von irdischer Art, hervorbringt,
Aus Blüten von der Nessel, von der Eiche,
Dem Dornenstrauch und der scheuen Kastanie -
Neun Kräfte von neun Blumen,
Neun Kräfte in mir vereint,
Neun Knospen von Pflanzen und Bäumen.
Lang und weiß sind meine Finger
Wie die neunte Welle des Meeres.

Sie und ich hätten diese Zeilen aus Taliesins Gedicht »Cad Goddeu« (»Kampf der Bäume«) niemals erkannt. Nur durch den nahezu genialen Robert Graves (*The White Goddess / Die weiße Göttin*, S. 41) werden wir mit der List des Sängers aus dem sechsten Jahrhundert

bekanntgemacht, der Zeilen aus einer Anzahl seiner Gedichte in einem fast hoffnungslosen Gemisch zusammengestellt hat, um ihren Sinn vor dem Uneingeweihten zu verbergen. Nur ein anderer Dichter mit der Ehrfurcht und Inspiration eines Walisers konnte sie entziffern, und wir sollten Graves dafür dankbar sein, daß er das getan hat. »Ich habe die Bedeutung aus der Luft gegriffen«, sagte er.

Und so kamen Maienzeit und Blüten mit Blodeuedd, der walisischen Persephone – der Gottheit des Frühlings – zur Erde. Arianrhod ist die walisische Demeter, die Weltmutter, die Mutter Natur, aus der die physische Welt jungfräulich geboren wird. Sie kann von einer alles umfassenden Liebe sein, sie kann aber auch herzlos und wie eine Hexe sein, die danach trachtet, alles zu zerstören, was sie ins Dasein gebracht hat. In der griechischen Sage pflückte Persephone auf der Wiese Blumen, als sie von Pluto, dem König der Unterwelt angesprochen wurde. »Sie ließ die Veilchen und die Lilien aus ihrem Schoß fallen, als dieser gräßliche Freier sie in seinen Wagen zertr und seinen zickzackförmigen Speer in den Boden stieß, der sich daraufhin mit einem dunklen Spalt öffnete, durch den er sie zu seinem Wohnsitz in der Unterwelt trug. Zu spät drang ein Hilfeschrei zu Demeter, die sah, daß ihre geliebte Tochter vom Erdboden verschwunden war. ... In wilder Verzweiflung verfluchte Demeter die Erde. ... Ihre Tränen fielen als Seuche über Feld und Hain, so daß sie keine Früchte mehr für Mensch und Tier trugen.«^{*)} Schließlich hatte Zeus, der Vater der Götter, Mitleid mit der tief betroffenen Mutter, und er schickte Hermes, um Persephone aus der Unterwelt zu holen. Aber, ach, sie hatte von den Früchten des Granatapfelbaumes gekostet und war in der Gewalt von Pluto. Da entschied Zeus, daß sie die eine Hälfte des Jahres in der Unterwelt und die andere Hälfte auf der Erde bei ihrer Mutter verbringen müsse. Und auf diese Weise entstanden Winter und Sommer.

Die walisische Geschichte ist nicht ganz genauso wie die griechische Sage, aber sie handelt auch von Winter und Sommer und vom Erschlagen der Sommersonne, Lleu. Lleu und Blodeuedd lebten in Ardudwy, an einem Ort, der Mur y Castell genannt wird, »ein sicherer, befestigter Ort. Als der Sommer zu Ende ging und Lleu weg war,

^{*)} »The Rape of Persephone«, nacherzählt von A. R. Hope Moncrieff in *Classic Myth and Legend*, S. 123–124.

nahm sich Blodeuedd einen Liebhaber, Gronw Pebyr, Lord von Penllyn in Arfon. Sie schmiedete mit ihm einen Plan, um ihren Gemahl zu töten. Indem sie Sorge um Lleus Leben vortäuschte, überredete sie ihn, ihr zu zeigen, wie er verwundbar sei. Wie Achilles mit seiner Ferse, und Baldur, für den der Mistelzweig tödlich war, hatte auch Lleu eine schwache Stelle. Er konnte getötet werden, aber – »der Speer, mit dem ich erschlagen werde, muß ein Jahr lang geformt werden ... Und ich kann weder in einem Hause noch draußen getötet werden. Ich kann nicht zu Pferde und auch nicht zu Fuß getötet werden.«

»Wahrlich«, sagte sie, »auf welche Art kannst Du dann getötet werden?«

»Ich werde es Dir erzählen«, sagte er. »Wenn man für mich neben dem Fluß ein Bad bereitet und ein Dach über dem Kessel anbringt, es gut und dicht mit Stroh deckt, einen Rehbock bringt und neben den Kessel stellt. Wenn ich dann den einen Fuß auf den Rücken des Bockes stelle und den anderen auf den Rand des Kessels, wird jeder, der mich trifft, meinen Tod herbeiführen.«⁺⁾

Nicht nötig zu sagen, daß all das getan wurde. Gronw Pebyr warf den tödlichen Speer, Lleu »entschwand in der Gestalt eines Adlers« und wurde nicht mehr gesehen. Der Winter kam nach Ardudwy. »Ich werde niemals ruhen, bis ich Nachricht von meinem Neffen habe«, erklärte Gwydion, und suchte überall. Er ging durch Gwynedd und Powys, nach Maenawr Penardd in Arfon, und weiter nach Nantlle, dem Nant y Lleu, Lleus Bach; dort sah er in einem Baum einen verendenden Adler, in dem er Lleu erkannte. Er lockte ihn geduldig mit drei Liedchen herunter. Das Folgende kann erraten werden. Lleu kam nach Mur y Castell zurück, rächte sich gewaltig an Gronw Pebyr, den er am Ufer des Cynfal genau dort erschlug, wo er selbst erschlagen worden war. Jetzt steht dort ein Dörfchen, Llech Gronw genannt, nach einem flachen Stein, den Gronw mit Erlaubnis von Lleu als Schild benutzt hatte. Aber Lleus Speer drang durch den Stein. Blodeuedd wurde durch Gwydions Kunst in eine Eule verwandelt, die bis zum heutigen Tage als schlechtes Omen gilt. Ihre Mädchen flohen und fielen in einen See, der seitdem Maidens' Lake (Mädchen-See) genannt wird. Die Sommersonne kam wieder nach Ardudwy, und

^{+) The Mabinogion, ins Englische übersetzt von Lady Guest.}

zweifellos schuf Gwydion eine andere Blütenbraut für den Sonnen-Gott.

Man sagt, daß in den Kleineren Mysterien von Agrae im alten Griechenland die Sage von Persephone jedes Jahr aufgeführt wurde. Könnte es nicht sein, daß auch das Drama von Blodeuedd jedes Jahr im alten Arduwy aufgeführt wurde? Wer kann sagen, daß sie und ich nicht Teilnehmer an diesen Riten in einer Zeit waren, die unserem Gedächtnis längst entschwunden sind?

Es gibt zu dieser Geschichte noch eine Anmerkung. Wenn man Blodeuedds und Lleus Burg Mur y Castell aufsuchen möchte, die in den Karten von Wales heute als Tomen y Mur verzeichnet ist – ein eindrucksvoller, künstlich errichteter Erdwall –, müßte man ein mutiger Mensch sein. Es geht von Süden aus ein öffentlicher Weg dorthin, entlang der romanischen Straße, genannt Sarn Elen (Elens Damm), und ein anderer Weg kommt von Norden herunter, der auf denselben grünen Weg stößt. Aber da, wo sich die beiden Wege treffen sollten, liegt eine Menge Stacheldraht, die das Tomen einschließt, mit Warntafeln: »Unbefugten Zutritt verboten«. Es scheint, als sei das für die bäuerlichen Landbesitzer heiliger Boden.



Beethoven hörte die kindlichen Sterne spielen,
Und die erste Musik kam aus dem dämmernden Licht
Der Unendlichkeit; Beethoven hörte das
Lied des werdenden Lebens, als die Götter
Die Milchstraße intonierten,
Und die Stille durchbrachen, indem es durch die
Reihen der flammenlosen Sphären erschalle,
Da wurden diese erweckt und sie sangen ...

- KENNETH MORRIS

»JEDER TEIL IN MIR...«

*Kurt Almqvist**)

Eines der wichtigsten Religionsthemen – das wichtigste Thema – ist die Konfrontation der beiden »Selbste« im Menschen: dem inneren, das an Gottes uneingeschränkter, unendlicher Natur teilhat, und mit seinem »Reich« identisch ist; und dem äußeren Selbst oder der menschlichen Persönlichkeit, die einen bestimmten Namen trägt. Das Durchdringen dieser beiden Dimensionen umfaßt das religiöse Leben. Von der irdischen Seite aus wird der Mensch horizontal gesehen, von der anderen Seite aus vertikal, als ein Vehikel der Gottheit. Der Kreuzungspunkt kann in beiden Richtungen, sowohl horizontal als auch vertikal, vervielfacht werden, wodurch ein kosmisches Netz gebildet wird, das in einer Richtung aus überlagerten Welten oder Bedingungen besteht, und in der anderen aus Wesen, die in diesen Welten verkörpert sind – horizontal und vertikal, Schuß und Kette.

Die Kette oder vertikale Dimension besteht aus unsichtbaren Fäden, die alle Wesen mit ihrer gemeinsamen Quelle verbindet, während der Schuß aus den horizontalen Fäden gebildet wird, die die Kette kreuzen und von ihr gestützt werden. Auf diese Weise symboli-

*) Dr. Almqvist, ein bekannter schwedischer Verfasser von Büchern, Essays und Gedichten, war bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1977 Professor für romanische Sprachen in Strängnäs in Mittelschweden. 1973 veröffentlichte er eine Sammlung der Schriften von Frithjof Schuon in Schwedisch, mit einer ausführlichen Einleitung, die den interessanten Titel *Timeless Sense in a Senseless Time* (Zeitlos Sinnvolles in einer sinnlosen Zeit) hat. Ein ähnliches Werk über die Schriften von René Guénon mit dem Titel *In the Service of the One* (Im Dienst des Einen) folgte im Jahre 1977.

Das hier auszugsweise wiedergegebene Essay erschien ursprünglich im schwedischen *Jahrbuch für christlichen Humanismus* von 1972. Abdruck der Übersetzung mit Erlaubnis des Autors.

sieren sie die Substanzen der Welten. Jeder Knoten oder jede Kreuzung stellt eine Wesenheit dar, zum Beispiel ein menschliches Wesen. René Guénon behandelt dieses Thema in seinem Buch *Le symbolisme de la croix* (Das Symbol des Kreuzes).

Wenn wir unsere Welt vom Gewebe oder vom Standpunkt des Schußgarns aus horizontal betrachten, erscheint sie einfach als Summe ihrer Teile, aller Wesen und Dinge. Weil es in diesem Weltentyp kein echtes bindendes Prinzip gibt, werden sie als kleine Welten gesehen, die eine von der anderen unwiderruflich getrennt sind und in unserem Beispiel von den scheinbar aus einzelnen Teilen bestehenden Kreuzungspunkten im Gewebe symbolisiert werden. Nichts bewahrt eine kleine Welt davor, nur sich als das einzig Existierende zu sehen und sich dementsprechend zu verhalten. Wir nennen das Anmaßung, Selbstsucht, Egoismus; und wie könnte es zu etwas anderem führen als zum Chaos?

Von der Kette oder vom vertikalen Standpunkt aus – aus religiöser Sicht – wird die Welt vor allem als göttliche Schöpfung gesehen. Jedes Wesen und jedes Ding wird dann nicht zuallererst in seiner Verbindung zu den anderen gesehen, sondern als etwas, das seine wirkliche Existenz dank der Kettenfäden von Gott ableitet und seine echte Bedeutung von seinem Einssein mit der Gottheit: dem Wesen in allen Wesen. Alle sind miteinander durch diesen gemeinsamen Ursprung verbunden, der »Liebe Gottes«, die »der Liebe für den Nächsten« vorausgeht und sie in sich einschließt. Die Liebe zum Nächsten kommt in diesem metaphysischen Sinne von der wahren, qualitativen »Gleichheit« aller Wesen, während die nur quantitative, äußere Gleichförmigkeit der heutigen Organisationen tatsächlich eine Entstellung dieser transzendenten »Identität«, oder der Einheit in Gott ist. »Das Wort tötet, aber der Geist gibt Leben.«

Das Organ, mit dem der Mensch dieses Einssein begreift und sich vergegenwärtigt, ist sein Geist, die transzendente, direkt wahrnehmende Intelligenz, während die Vielheit der Welt durch seine bruchstückhafte menschliche Intelligenz, den Verstand, wahrgenommen wird. Geist ist von Natur aus transzendent und intuitiv, weil er eine direkte Reflexion des Heiligen Geistes ist. Gott »hat uns auch versiegelt und hat das Unterpfand des Geistes in unsere Herzen gegeben«, sagt Paulus (2. Kor. 1:22), und der Apostel erklärt auch (Eph. 1:14), daß dies das Unterpfand unseres Erbes ist, zur Wiederherstellung

(dessen, was uns von der göttlichen Einheit trennt).

Unsere Realität in Gott zu haben, bedeutet, daß wir tatsächlich jener Teil unseres Wesens sind, der sein Abbild ist: der spirituelle Teil. Nur darin ist der Mensch ganz er selbst. Wie in der hinduistischen Auffassung vom Selbst (ätman), hat das Wort »Selbst« hier eine andere Bedeutung als jene, die oben gegeben wurde, denn in dieser Perspektive sind Schutz und Förderung des Selbst der gewöhnlichen Idee von Selbstsucht genau entgegengesetzt. Anstatt ein Wesen auf Kosten anderer hervorzuheben – Getrenntheit auf Kosten von Harmonie und Einheit –, legt diese Art des »Selbst-Gefühls«, das von der Vielheit unberührt ist, Nachdruck auf die göttliche Unteilbarkeit (Sanskrit *adwaita* – Nicht-Zweiheit), woran der Mensch durch den Geist teilhat.

Es ist wichtig, daß wir eine klare Unterscheidung zwischen unseren zwei Selbstern oder Egos machen, so daß wir das Richtige lieben und achten. Viel ist darüber gesprochen und geschrieben worden, daß man seine Identität suchen müsse; aber das setzt ein Subjekt und ein Objekt als zwei getrennte Elemente voraus. Was könnte dieses Objekt oder Ziel, mit dem wir versuchen uns zu identifizieren, anderes sein als das Selbst, das wesentlicher und selbständiger ist als unser gewöhnliches, empirisches Selbst? Welche andere Bedeutung könnte die Selbstidentifikation haben? Was wäre es tatsächlich? »Neben sich selbst« sein, oder entgegengesetzt, »sich selbst zu sein« bedeutet den Verlust oder beziehungsweise den Gewinn jener wesentlichen Selbstidentität, die unveränderlich und unabhängig von äußeren Umständen ist. Das äußere oder empirische Selbst ist jenes, das seine Identität sucht.

Alles was für die Idee der Identität gilt, gilt auch für die Selbst-Verwirklichung. Beide bezeichnen verschiedene Aspekte derselben Sache – die eine statisch, die andere dynamisch. Wenn man sie nur von der »horizontalen« Ebene aus betrachtet, dann gibt es nur ein Selbst – das äußere, den Kreuzungspunkt oder Knoten im Gewebe –, so daß dasselbe Ego beides ist, der Sucher und der Gesuchte, was absurd ist.

Ein drittes allgemein verwendetes Wort ist »Integrität«. Es kommt vom lateinischen *integritas* (Reinheit, Redlichkeit) und ist mit *intact* verwandt, was »unberührt« bedeutet, und in einem anderen Sinne »ganz, alle seine (ursprünglichen) Teile zu besitzen.« Daraus ersehen

wir, daß es sich auf das innere, vertikale Selbst beziehen muß, obwohl es im gegenwärtigen weltlichen Gebrauch für das äußere, bruchstückhafte Ego angewendet wird und damit im Sinne von »unverletz-lich«: für die Unzerstörbarkeit der Persönlichkeit. Das einzige unverletzliche Element im Menschen ist jedoch die innerste geheime Verbundenheit mit der Gottheit, die der entscheidende Faktor während seiner ganzen Existenz und aller seiner Tätigkeiten auf der »horizontalen« Ebene sein sollte.

Hieraus folgt, daß das Ego eine mittlere Position einnimmt, zwischen dem wahren, dauerhaften innersten Selbst, das eins ist mit dem Königreich Gottes, und der Umwelt, ähnlich der zentralen Position, in der Kette und Schuß sich kreuzen. In dem Maße, in dem das Ego dem Königreich im Inneren unterworfen bleibt, wie es in der *Offenbarung* vorgeschrieben wird – mit anderen Worten, in dem Maße, in dem es sich als Diener des Königreiches betrachtet –, wird es in der Außenwelt der inneren Welt dienen. In allen Schwierigkeiten und Bemühungen hört es niemals auf, vom Strom aus dem Inneren durchdrungen zu werden: wie die Rebe zu sein, »die am Weinstock bleibt« (Joh. 15:4). Das ist Selbst-Vergessen oder Selbst-Aufopferung in mehr als moralischem Sinne.

Von Selbst-Auslöschung oder Selbst-Vernichtung ohne nähere Erklärung zu sprechen, ist jedoch völlig irreführend. Selbst wenn die metakosmische Sphäre die einzige absolute Realität ist, ist die Welt der Sinne in keinem Falle völlig unreal. Sie ist insoweit real, als sie das Übersinnliche reflektiert und ist insoweit illusorisch als sie behauptet, unabhängig von ihrer Quelle zu sein. Das bedeutet, daß die Realität im Menschen direkt aus seinem spirituellen Selbst strömt, wie ein Strahl aus der Sonne. Deshalb kann man sagen, daß dies das einzige wirkliche Selbst des Menschen ist, obwohl das äußere sterbliche Selbst in dem Maße wirklich ist, in dem es das innere unsterbliche Selbst reflektiert und offenbart. In letzter Analyse ist nur das göttliche Selbst (ātman) wirklich; aber, wie die Hindus sagen, alles ist ātman.



*Der Mensch ist nicht nur für sein eigenes
Glück auf Erden.
Er ist hier, um große Dinge
für die Menschheit zu vollbringen.*

- VINCENT VAN GOGH